

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten.

Erzählungen aus dem h. Lande.

Von den Kreuzzügen. (Schluß.)

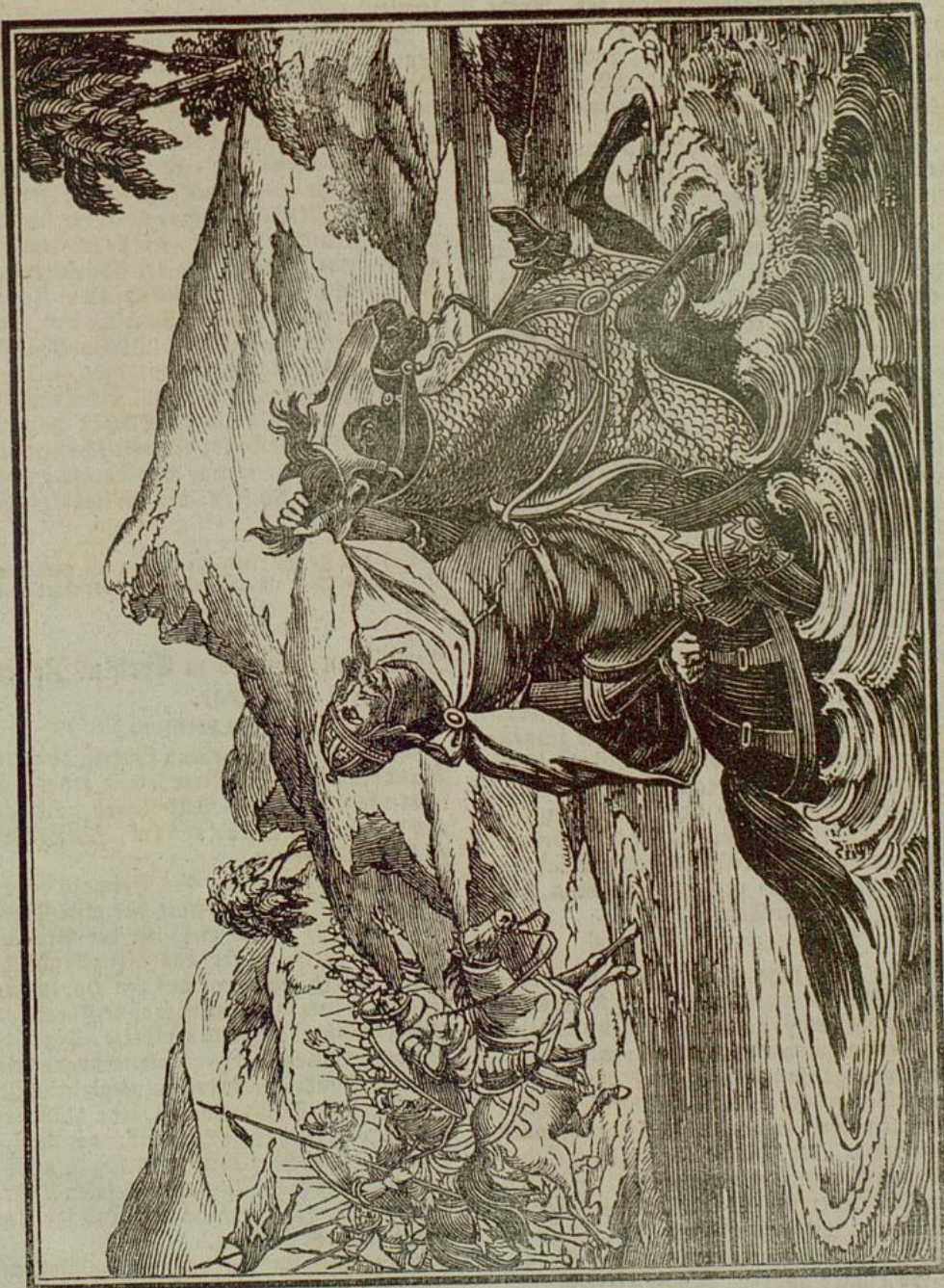
(Mit einer Abbildung.)

In den Kalendern von 1847 an ist der Beginn und Fortgang der Kreuzzüge, oder der Kriege zur Eroberung des heiligen Landes, geschildert worden. Jerusalem war eingenommen, und ein christliches Königreich dort errichtet. Aber, wie es im vormjährigen Kalender gemeldet ist, das grausame Blutbad bei der Erstürmung der Stadt entflammte die Wuth der türkischen Völkerschaften, daß sie alle Kräfte anwandten, um die Christen wieder aus Palästina zu vertreiben. Saladin, der Sultan von Aegypten, ein tapferer, kluger Fürst, rückte mit einem großen Heer gegen Jerusalem, bezwang in einer Schlacht die Christen, machte den König von Jerusalem zum Gefangenen, und eroberte die Stadt selbst im Jahr 1187. Neunundachtzig Jahre war sie im Besitz der Christen gewesen, die nun mit unendlicher Trauer von den heiligen Stätten wieder scheiden mußten; — ihre Seelenbetrübnisse erreichte den höchsten Grad, als das goldstrahlende Kreuz vom Tempel herabgenommen, und von den Türken im Schmutz der Straßen an Stricken umhergezogen wurde. Alle seufzten: besser wäre uns, im Kampf für das Kreuz gefallen zu sein, als solche Frevel und Schmach zu schauen!

Die Nachricht vom Verlust der heiligen Stadt ging wie ein furchtbarer Donnerschlag durch ganz Europa. Reue und Gewissensangst, Zorn und Verzweiflung, Hoffnung und Kriegsmuth, kurz alle Gemüthsbewegungen regten sich wieder, wie 90 Jahre vorher, beim Antritt des ersten Kreuzzugs. Der Papst starb aus Schmerz, daß solch Unglück in seinen Tagen einträte. Sein Nachfolger erließ Schreiben an alle Christen, darin hieß es: „Ihr höret, welch schreckliches Gerücht des Herrn über Jerusalem ergangen ist, so daß ich ganz betäubt bin und Tag und Nacht die Erschlagenen in meinem Volk beweine. Doch nicht blos die Bewohner jenes Landes sündigten, sondern auch wir: denn überall ist Streit und Aergerniß; es ist keine Irene,

keine Liebe, kein Wort Gottes im Lande; die Sünden haben über Hand genommen, und es kommt eine Schuld über die andere. Aber Gott, der im gerechten Zorn uns bestraft, wird durch Demuth und innige Reue versöhnt. Nehmet also den Augenblick der Gnade wahr, und errettet das Land, wo der Brunnenquell der Gnade entsprang.“ Manche Stelle im Brief des Papstes paßt leider auch auf die jetzige Zeit!

Die Begeisterung flammte nun aufs neue auf. Die Beherrscher der drei christlichen Hauptmächte, der deutsche Kaiser Friedrich, der König Philipp von Frankreich, und der König Richard von England, (ob seiner großen persönlichen Tapferkeit „Löwenherz“ genannt,) entschlossen sich, ihre Heere gegen die Ungläubigen zu führen. Viele andere Fürsten zogen mit. Dies war der dritte große Kreuzzug. Auf das Frühjahr 1189 wurde der Aufbruch festgesetzt. Das deutsche Heer sammelte sich bei Regensburg, und zog die Donau hinab. Der Kaiser hielt auf strenge Ordnung; so durften z. B. die Kreuzfahrer keine Hunde mitnehmen. In Syrien angelangt, gewann der Kaiser zwar eine große Schlacht gegen die an Zahl weit überlegenen Türken; aber bald traten Mißgeschicke aller Art ein, vermehrt durch die Treulosigkeit des griechischen (christlichen) Kaisers in Constantinopel, durch Mangel an Lebensmitteln, Seuchen und Noth. Das größte Mißgeschick traf aber das deutsche Heer am 10. Juni 1190. Es gelangte auf dem Marsch an einen Strom, über den eine schmale Brücke führte. Der Kaiser, um schneller hinüber zu kommen, da der Drang auf der Brücke groß war, wollte den Fluß zu Pferd durchschwimmen, (siehe die Abbildung) die Wellen ergriffen ihn gewaltig und rissen ihn fort; als man zu Hülfe kam, und ihn ans Land brachte, war er bereits todt. Die Kälte des Wassers hatte ihm einen Schlag zugezogen. Groß und allgemein war die Trauer um den herrlichen Kaiser, der seit 38 Jahren der Stern gewesen, zu welchem die Deutschen mit Freuden aufschauten. Vom edlen Geschlecht der Hohenstaufen hat das deutsche Volk ihn noch nicht vergessen;



in seinen Sagen heißt es, daß seiner Kaiser, (wegen seinem röthlichen Bart der „Rothbart“ genannt) in der Tiefe eines Berges an einem steinernen Tisch schlafte, und sein endliches Wieder-Erwachen die höchste Herrlichkeit der deutschen Nation bezeichnen werde.

Nach dem Tode des Kaisers bemächtigte sich Verzweiflung der Kreuzfahrer, die es für unmöglich hielten, ohne ihn zu weiterem Sieg zu gelangen. Viele kehrten nach Europa zurück. Den Königen von England und von Frankreich lobten zwar einige Vortheile, besonders durch die Tapferkeit des „Löwenherzes;“ aber sie zogen endlich auch wieder heim, ohne nach Jerusalem gekommen zu sein. Den vierten Kreuzzug führte Anno 1217 der König von Ungarn an; und den fünften Anno 1228 der deutsche Kaiser Friedrich II., der glücklich bis Jerusalem vordrang, es auch wieder eroberte, aber es nicht lange behaupten konnte. Die Reihe der Helden schließt König Ludwig der Heilige von Frankreich, mit dem sechsten Kreuzzug im Jahr 1248. Dieser ging sehr unglücklich aus. Nach manchen Siegen zwang Hungersnoth und ansteckende Krankheit den König zum Rückzug, das Heer ging fast gänzlich zu Grund, und der König selbst (— einer der besten edelsten Fürsten aller Zeiten —) gerieth in Gefangenschaft, aus der er sich nur mit großen Opfern frei machen konnte. Im Jahr 1291 fiel die feste Stadt Ptolomais, das letzte Bollwerk, welches die Christen in Syrien noch inne hatten, in die Hände der Türken; so waren die letzten Reste des heiligen Landes verloren, und sind verloren geblieben, bis auf den heutigen Tag.

Diese Kreuzzüge, oder die von den christlichen Völkern unternommenen Kriege zur Eroberung des h. Landes, beleben somit einen Zeitraum von fast 200 Jahren. Sie haben einen großen Einfluß auf die jetzigen Zustände der europäischen Welt ausgeübt, namentlich das Gedeihen des Bürgerstandes vorbereitet, den Handelsverkehr, und damit den Reichthum der Städte, gefördert, den Gesichtskreis des menschlichen Geistes erweitert, und eine große Anzahl neuer Kenntnisse und Künste nach Europa gebracht. — So, unter andern, das Zuckerrohr, das

die Kreuzfahrer erst im Morgenland kennen lernten.

Insbesondere haben sie auf die deutsche Nation die mächtigste Einwirkung geübt. Der Geist des Christenthums ward in dem deutschen Volk zum eigentlichen Volksgeist. Das Christenthum war damals bei den Deutschen nicht etwa ein bloßes Wissen, es war ein volles Haben, es war eine innige Freude an der christlichen Kirche, an ihrer inneren und äußern Herrlichkeit, wie sie seitdem nie wieder gewesen ist. Schon der Charakter der alten, noch heidnischen Deutschen war stark, fest und treu; was der Deutsche war, war er ganz mit Leib und Seele. Diesem Charakter kam das Christenthum entgegen, welches den Menschen ganz haben will. Der Deutsche fühlte sich damals als christlichen Helden. Galt der deutsche Kaiser als weltliches Haupt der Christenheit, so war das deutsche Volk unter seinen Kaisern die weltgebietende Nation!

(Aus den Zeiten dieser Kreuzzüge soll noch manches Denkwürdige und Wunderbare berichtet werden.)

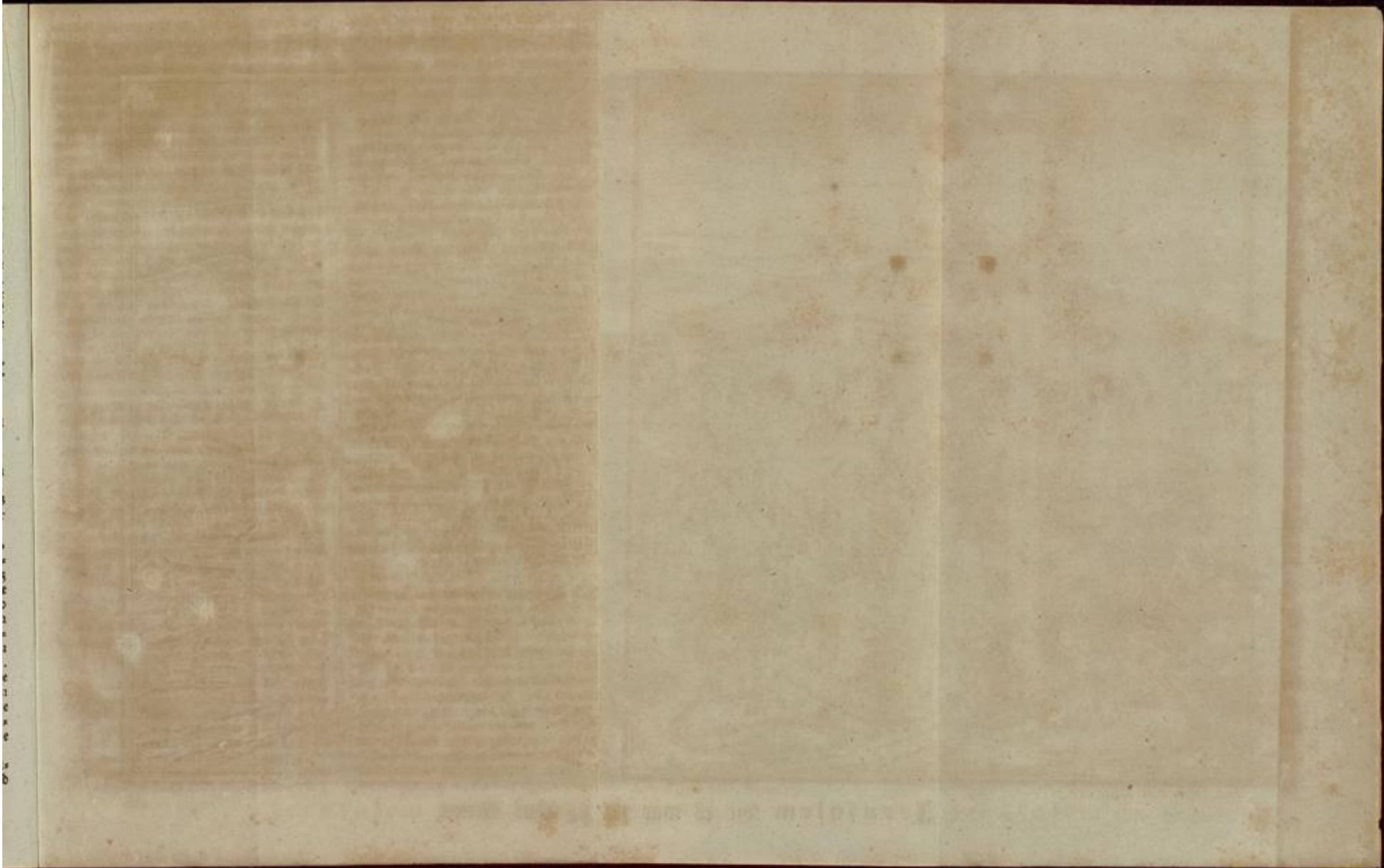
Jerusalem, wie es zu Christus Zeiten war.

(Mit einer Abbildung.)

Zum Gedächtniß des nun fünfzigjährigen Wanderns kann der Bote seinen geneigten Lesern kein sinnigeres Bild stiften, als das von der Stadt Jerusalem, wie sie war zu Christus Zeiten.

Im Welttheil Asia, der Heimath derjenigen Landschaft, wo Gott das erste Menschenpaar ins Leben rief, in der Provinz Syrien, deren Küste das mittelländische Meer bespült, und zwar auf den Höhen, wo einst Abraham mit seinem Sohne Isaak den schweren Glaubensgang wandelte, liegt Jerusalem, dem an heiligen Erinnerungen kein anderer Punkt auf Erden zu vergleichen ist. Zu Christus Zeiten war es eine blühende mächtige Stadt; ihr Bezirk nahm den Raum einer deutschen Meile ein: zwanzig Fuß hohe und zehn Fuß dicke Mauern mit vielen Thürmen umgaben sie, und machten aus ihr eine überaus starke Festung.

Vor einigen Jahren kam aus dem Morgenlande ein gelehrter Mann nach Wien, und





Sam. Labrec. Hinf. Boten 1850.

Jerusalem wie es war zu Christus Zeiten.



brachte eine künstliche Arbeit mit, welche die Stadt Jerusalem vorstellte, wie sie zu Lebzeiten Christi ausgesehen haben mochte. Er hatte diese Darstellung theils nach Beschreibungen aus jener Zeit, theils nach alten Denkmälern und sonstigen Ueberlieferungen gefertigt, und sie im kaiserlichen Schlosse zu Wien ausgestellt, wo sie mit allgemeiner Bewunderung und Theilnahme betrachtet wurde.

Nebenstehendes Bild ist darnach entworfen; die merkwürdigsten Stellen sind:

- Nro. 1. Der Tempel Solomons auf dem Berge Moria;
- 2. die Burg;
 - 3. der Palast des Hohenpriesters Annas;
 - 4. der Palast des Königs Herodes;
 - 5. das Nichthaus von Pilatus;
 - 6. das Wohnhaus von Pilatus;
 - 7. die Leidensstiege, wo Jesus zum Nichthaus gebracht wurde;
 - 8. die Gallerie, von welcher Jesus dem Volk gezeigt worden;
 - 9. Haus der Mutter Johannes des Täufers;
 - 10. Thurm, wo der Apostel Petrus gefangen saß;
 - 11. Rathhaus der Hohenpriester, wo Judas Ischarioth Jesus verkaufte;
 - 12. Palast des Hohenpriesters Kaiphas;
 - 13. Thurm David, wo Christus Kreuz gemacht worden;
 - 14. Berg Zion;
 - 15. Burg David, wo Jesus das h. Abendmahl einsetzte;
 - 16. Grab Mariä;
 - 17. Delberg, von wo Jesus zum Himmel fuhr;
 - 18. Garten Gethsemane, wo Jesus gefangen ward;
 - 19. Bach Zedron;
 - 20. Grab Christi;
 - 21. Garten Arimathä und Nicodemus;
 - 22. Teich Bethesda, wo die Aussätzigen geheilt wurden;
 - 23. Die Schmerzen-Straße, durch die Christus zum Tod geführt ward;
 - 24. Gerichts-Thor, wo Jesus das Kreuz nach Golgatha trug;
 - 25. Kerker, wo Jesus gefangen saß;
 - 26. Golgatha, wo Jesus gekreuzigt wurde;
 - 27. Ort, wo die Soldaten um den Rock Christi würfelten.

In dem 42. Jahr nach dem Leiden des Herrn, (schreibt ein gleichzeitiger Schriftsteller, mit Namen Flavius Josephus, der es mit erlebte,) wurde das jüdische Land, und besonders die Stadt Jerusalem, durch Krieg und Aufruhr gewaltig zerrißen. Sieben Jahre lang hatten die Juden bereits Krieg mit den welt herrschenden Römern geführt, und alle Friedensvorschläge in hochmüthiger Verblendung zurückgewiesen. Da nahte die furchtbare Strafe über das jüdische Volk und die Stadt, in deren Mitte die größte Welt sünde begangen worden war.

Zur österlichen Zeit, wo in der Regel die Meisten aus dem jüdischen Volke in Jerusalem, des Opfers wegen, zusammengekommen waren, zog der römische Kaiser Titus mit einem gewaltigen Heer vor die Stadt. Da er aber deren außerordentliche Festigkeit und tapfere Vertheidigung erkannte, so ließ er durch seine Soldaten eine Mauer um Jerusalem herum errichten, damit um so eher Hunger und Noth die Eingeschlossenen zur Uebergabe treibe. Denn, wie bemerkt, besanden sich fast alle Bewohner des Landes in Jerusalem versammelt, und jetzt gleichsam wie in ein Gefängniß gesperrt. Nun erhob sich darin ein Elend, wie die ganze Weltgeschichte nichts Aehnliches aufzuweisen hat. — Der oben erwähnte Augenzeuge berichtet mit folgenden ergreifenden Worten: „Wenn man alles Unglück, so von allen Zeiten her die Menschen, Länder und Städte betroffen, zusammennimmt, und mit dem unaussprechlich großen Jammer vergleichen will, den die Juden erlitten, so ist doch alles gegen ihn nur als Kinderspiel zu rechnen. Kein Plätzchen war ohne Elend, von außen Gefängniß, von innen Hunger, und allenthalben tödliche Furcht. Man weinte über keinen Todten mehr, die Größe des Unglücks machte erstarren; alle Sinne waren gefesselt. Der Lebende hatte überall die Verzweiflung zur Gefährtin. Der Mangel an Nahrung setzte so zu, daß die Leute gleich wüthenden Hunden, mit aufgesperrtem Maul hin und her liefen, und wie Betrunkene taumelten. Die Noth hob allen Ekel auf. Es raubten die Weiber ihren Männern, die Söhne ihren Vätern, und was das Erbärmlichste ist, die Mütter ihren unmündigen Kindern die Speise aus dem Mund. Ja, es kam vor,

daß Mütter ihre eigenen Kinder schlachten und aufessen. Kaiser Titus sammelte selbst über solche Gräuelt; doch die verstockten Häupter der Juden wußten jeden Frieden zu hintertreiben, sie verharrten in ihrer Verblendung, damit die Gesichte Gottes, wie die frommen Propheten sie einst vorhergesagt hatten, in der schrecklichen Wahrheit zur Erfüllung kommen mußten.“

Am 8. Septbr. des Jahres 72 wurde die Stadt erobert. Da begann ein Morden, wie noch niemals die Erde ein blutigeres sah. Fast so viele Einwohner, als das ganze Großherzogthum Baden zählt, nämlich an vierzehnhunderttausend Menschen, verloren während jenes siebenjährigen Römerkriegs im jüdischen Lande das Leben, und davon an zwölfmalhunderttausend während der Belagerung von Jerusalem. Allein aus einem Thor wurden im Lauf derselben einhundert fünfzigtausend Leichen geworfen. In der Stadt konnte die Erde die Todten nicht mehr aufnehmen.

Vom König David an, welcher der Erste aus dem jüdischen Geschlecht war, der in ihr regierte, bis auf die Zerstörung durch Kaiser Titus, sind 1179 Jahre, von der ersten Erbauung aber bis jetzt 3955 Jahre. — Kaiser Titus führte an hunderttausend Juden in die Gefangenschaft. Er soll sie längs dem Rhein angestedt haben, wo dazumal Einbrüche der wilden Germanen am häufigsten statt hatten, und also die armen Juden es so schlimm bekamen, wie z. B. jetzt die Kolonisten in Afrika gegen die wilden Araber. Daher soll es sich auch herleiten, daß fast überall in den andern Ländern die Juden deutsch verstehen. Viele — man schreibt an dreitausend — zwang Titus zur Verherrlichung des Geburtstags seines Vaters, und zur Gemüthergöpligkeit der Soldaten, mit einander selbst auf den Tod zu kämpfen, oder mit wilden Thieren zu streiten; viele ließ er verbrennen. So waren die damaligen Zeiten!

Also hat weder das Alterthum dieser Stadt, noch deren unermesslicher Reichthum, noch das Gerücht von ihrem Volk, welches sich durch die ganze Welt verbreitet hatte, noch der Ruhm und Vorzug ihres Gottesdienstes, der von heidnischer Vielgötterei so trefflich abstach, ihren Untergang hemmen und ver-

hindern können. — Es geschah, was der Prophet Daniel vorher sagte: „Ein Fürst und ein Volk wird kommen, und die Stadt zerstören, daß es ein Ende nehmen wird, wie durch eine Fluth.“ Die Strafe erging über die mörderische Stadt, welche ihr auch der Prophet Ezechiel verkündigte, und Jesus vor seinem Heimgang bestätigt hatte. Alles was geschrieben war, kam in Erfüllung.

Die Wahrsagung.

Folgende Geschichte ist ein Beleg zum alten Spruch, daß eben manche Ereignisse sich begeben, nur weil sie vorhergesagt wurden. Es kommt dadurch in das Gemüth des Menschen eine stete Unruhe; er denkt fortwährend an das ihm angeblich bestimmte Verhängniß; er macht sich mit dem schlimmen Gedanken vertraut, und wird endlich unwillkürlich zur angekündigten That hingerissen. Damit soll übrigens nicht bestritten werden, daß bei frommen erleuchteten Menschen zuweilen eine Gabe angetroffen werde, die vorherzusagen weiß. Man denke nur an die Propheten. Aber anders ist, wenn der Geist Gottes sich andeutet, als wenn menschliche Arglist aus schunder Gewinnsucht, oder aus Muthwillen, ein aufregendes Spiel treibt.

Vor etwa 12 Jahren lebte in der Stadt Cordova in Spanien ein friedliches Ehepaar; sein einziger Sohn, fromm, arbeitsam, war seine höchste Freude, auch er liebte die Eltern von ganzem Herzen, und zeigte sich als ihre treueste Stütze. Ein boshafter Nachbar, neidisch über das ruhige Glück derselben, und durch ein ungerathenes Kind erbittert, suchte Störung in jene Haushaltung zu bringen. In dieser Absicht stiftete er eine alte Kartenschlägerin an, daß sie den Sohn zum Anhdren von Wahrsagungen verlocken sollte. Der junge Mann, ohnehin von leicht beweglicher Gemüthsweise, war nur zu bereit, der Einladung nachzukommen und den Aussprüchen Glauben zu schenken. Aber wer schildert sein Entsetzen, als das tückische Weib ihm verkündigte, er werde einst seine Eltern ums Leben bringen; sein Vater habe gesündigt, und die Borsehung habe ihn, den Sohn, zu seiner Bestrafung ausersehen! — Von dieser Stunde an hatte der gute Jüngling keine

Ruhe mehr. Endlich konnte er es in der Heimath nicht mehr aushalten, weil er stets fürchtete, Ursache eines unvermutheten Todes seiner theuern Eltern zu werden. Daher ließ er mit Bitten nicht ab, ihn zu Verwandten, welche in einem entfernten Theil von Spanien wohnten, ziehen zu lassen. Die Eltern, tief bekümmert über den trübsten Zustand des Sohns, willigten zuletzt ein; sie gaben demselben eine hübsche Summe Geldes, um sich in der Ferne ein Hauswesen zu gründen. Auf der Reise kehrte der Sohn in einem Gehöft ein, das in einsamer Waldgegend lag; die Stille des Hauses, die Leutseligkeit der Bewohner that ihm wohl; er blieb längere Zeit, und heurathete endlich die schöne, liebliche Tochter derselben. Mehrere Jahre lebte er in der glücklichsten Ehe; seine holde Gattin war ein Muster treuer liebender Frauen. Dennoch quälte ihn unaufhörlich eine blinde Eifersucht, die wie ein glühendes Eisen seine Brust durchzog. Bei den heißblütigen Spaniern sind allerlei Leidenschaften fürchtbar, wie höllische Stimmen! Eines Tags, während er auf der Jagd war, kamen zwei ältliche Leute zu seiner Wohnung; die Frau empfing sie liebevoll, und bald ergab sich, daß dies die Eltern ihres Mannes seien, die sich aufgemacht hatten, den längst abwesenden Sohn zu besuchen. Als es Abend ward, und der Sohn noch nicht zurückkam, bereitete die Frau einstweilen das eigene Bett zum Nachtlager der ermüdeten Gäste. Damit es im Haus ruhig werde, ging sie in den nahen Garten. Unterdessen trat der Mann ins Haus; er fand in der Stube fremde Mannskleider, und auch Weiberkleider umherliegen; ängstlicher Argwohn stieg in seiner Seele auf; er schlich ins Schlafzimmer, er sah zwei halbverborgene Köpfe im Bett ruhen, der böse Geist kam über ihn, halb bewußtlos schoß er seine Doppelflinte auf die Schlafenden ab, und ohne sich weiter umzusehen, stürzte er zum Zimmer hinaus, und fiel bleich, zitternd, eiskalt auf einen Stuhl. Kaum waren einige Minuten verstrichen, als die Gattin aus dem Garten trat, um ihm heiter mitzutheilen, daß seine Eltern da wären. — Keine Worte vermögen den Jammer des unglückseligen Mörders zu schildern, dem nun die gräßliche Wahrheit aufging. — Ein Gegenstand des allgemein-

sten Mitleidens hat ihn die Königin von Spanien zwar vom Tode begnadigt. Aber was ist sein armes Dasein? Er ist dem stillen Wahnsinn verfallen, und lebt nur durch die treue Pflege der unglücklichen Gattin.

Die Geschichte von Matt und Barfo.

Vor einiger Zeit ist in einem Orte unseres Landes (der Name soll nicht genannt werden) ein kinderloser, sehr vermöglicher Wittwer gestorben. Die einzigen Erben waren die beiden Söhne seines früher schon verstorbenen Bruders. Bis dahin hatten dieselben immer in brüderlicher Eintracht gelebt, auch das väterliche Erbe, das freilich viel schmaler war, ohne Verdruß und friedlich getheilt. Aber jetzt sollte es leider anders werden. Die fette Erbschaft zog einen Schwarm von sogenannten guten Freunden herbei; mit diesen kamen Einflüsterungen, sodann Aufsetzungen, endlich Advokaten und Prozesse. Wo die Erbschaft solchen Weg geht, bringt sie selten Gewinn! Dies merkten die zwei Brüder recht fühlbar. Bald hatten sie kein baares Geld mehr, um die Gerichtskosten und die Vorschüsse an die Advokaten zu bezahlen; auch mochten sie im Innern wohl die Thorheit bereuen, den überkommenen Segen nur zur Dual anzuwenden. Die Wahrnehmung ist immer schauerlich, wenn Geschwister, die unter einem Mutterherzen lagen, wegen des Mein und Dein hadern.

Nun lebte in der Nähe ein freundlicher alter Mann, allgemein geschätzt unter dem Namen „der Vater Geben und Bergeben,“ denn diese zwei schönen Worte hatte er zu seinem Wahlspruch gewählt, auch pflegte er stets darnach zu handeln. Er war in jüngern Jahren Doktor auf einem holländischen Schiffe gewesen, hatte viele Reisen nach den fernen Welttheilen gemacht, sich ein artiges Vermögen verdient, wovon er gerne den Bedürftigen mittheilte. Diesen Mann wollte einer der Brüder um ein Darleihen ansprechen, und begab sich eines Tages zu ihm. Er konnte dies um so eher thun, als der Herr Doktor ein guter Freund vom verstorbenen Oheim gewesen war. Kaum hatte er sein Anliegen vorgebracht, als die Thüre

aufging, und der andere Bruder, offenbar in gleicher Absicht, eintrat. Der Doktor erkannte in diesem Zusammentreffen eine höhere Fügung, und glaubte sie zum guten Ende führen zu müssen. Also behielt er die zwei Brüder, einst so liebevoll miteinander und jetzt so störrisch, beim Essen; er redete auch während demselben in so passender freundlicher Weise, daß deren verstockte Herzen allmählich den alten guten Gefühlen sich wieder zuwandten. Den entscheidenden Eindruck machte er durch die Erzählung der Geschichte von Naki und Barko. Er sprach folgendermaßen:

„Als ich noch auf dem Schiff diente, und mit demselben in das indische Meer nach der Insel Java fuhr, wo der gute Kaffee herkommt, da lernte ich unter der wilden Bevölkerung zwei junge Leute kennen, die sehr oft als Handlanger sich aufs Schiff verdingten. Sie hießen Naki und Barko, waren zwei Brüder, immer unzertrennlich und einig. Nun hatte Barko, der Jüngere, eines Tags ein vergoldetes Armband, geschmückt mit Steinen von buntem Glas gefunden; er war glückselig, er trug es fortan als große Zierde ums Ohr, und galt nunmehr bei seinen Landsleuten, besonders bei den Mädchen, als ein Gegenstand des Neides und der Bewunderung. Die Eitelkeit ist bei den Wilden auch zu Haus! Der ältere Bruder Naki wollte das merkwürdige Puzstück auch zuweilen tragen und damit stolzieren, aber Barko gab es nicht zu; nun entstand Kälte unter den Brüdern, sodann Zwietracht, endlich bittere Feindschaft; sie kamen nicht mehr miteinander zur Arbeit, vielmehr thaten sie sich allerlei Verdruß an. — Sie theilten nicht mehr die Jagdbeute, ja sie verbrannten sich gegenseitig ihre Wohnungen; Feindschaft war an allen Ecken. — Einst waren sie beide, ohne daß einer vom andern es wußte, von einem Pflanzler in der Zuckerrohr-Ernte als Tagelöhner gedungen, und begegneten sich da bei der Arbeit. Als bald loderte der alte Streit wieder auf, wie denn der Fühjorn eine Hauptleidenschaft der wilden Völker ist. Naki griff den Bruder an, dieser verteidigte sich mit dem scharfen Zuckerrohr-Messer, und verwundete damit den Gegner mehrfach am Kopf. Das rieselnde Blut, der Schmerz, brachte den Naki vollends in Wuth, so daß

er mit einem Beil, das in der Nähe lag, den Bruder so heftig auf den Kopf schlug, daß er sofort todt zu Boden stürzte. Siegestrunken entriß er dem Leichnam den lang ersehnten Schmuck, aber als er ihn an sich befestigen wollte, da ward er plötzlich seines ganzen Glendes inne. Der Bruder hatte ihm nämlich bei den Verwundungen beide Ohren abgehauen, so daß er nach Landessttte gar nicht mehr sich schmücken konnte. Schauernd blickte er um sich, da sah er vor sich den Leichnam des Bruders, in der Nähe die Kacke der Landsleute, und in der Ferne die Brandstätte seines Hauses; verzweiflungsvoll rannte er ans Meer und stürzte sich hinein. — Dies ist die Geschichte von Naki und Barko, die ich selbst erlebt habe.“

So lautete die Erzählung des würdigen Doktors. Die Brüder hatten in stehbarer Bewegung zugehört; als er fertig war, erhob sich der ältere Bruder und sagte zum Jüngern: „Bruder, seien wir wieder einig, komm, und laß uns die Prozessschriften verbrennen, den Streit aufheben, der Doktor soll entscheiden, wo wir etwa nicht einig werden, damit es uns nicht wie dem Naki und Barko ergeht. Und so geschah es; Einigkeit trat wieder segensbringend ein; der Doktor freute sich des wohl gelungenen Werkes, und die Brüder freuten sich der alten, glücklichen Verhältnisse.“

Ein guter Bescheid.

Bekanntlich ist es in der Türkei mit der Verwaltung, oder dem öffentlichen Rechtszustand der Leute, grundschlecht bestellt. Man pflegt ja eine heillose Wirthschaft mit dem sprüchwörtlichen Ausdruck „türkisch“ zu bezeichnen, und dies von Rechtswegen. Denn von den Pascha's, oder den Oberbefehlshabern, wird nur nach Willkühr verfahren, wie es jeweils deren Habsucht, Leidenschaft und Bedrückung eingiebt; ihr Wille gilt für Gesetz. Besser steht es mit dem Richterstand aus. Jedes Ort hat einen oder mehrere Friedensrichter, Kadi genannt, welche die vorkommenden Streitigkeiten zu entscheiden haben. Dazu müssen sie tagtäglich zum Anhören und Schlichten bereit sein; sie haben für ihre Aussprüche kein förmliches Gesetz.

buch noch eine Prozeßordnung; es werden auch keine schriftlichen Protokolle aufgesetzt, sondern es wird gleich Alles mündlich verhandelt. Nur ihr Religionsbuch, Koran geheissen, (ihre Bibel) gilt in seinen Satzungen als oberste Richtschnur. Viele Reisende berichten mit Lob von der raschen und klugen Amtsführung dieser Kadis, welche sich bei den Entscheidungen lediglich an den gesunden Verstand, und nicht an die juristischen Spitzfindigkeiten halten. Folgende Geschichte sei dessen ein Beispiel. —

Ein Holzhacker brachte auf einem Esel eine Ladung Brennholz zur Stadt. Ein pfiffiger Barbier kaufte sie ihm mit den Worten ab: „Ich gebe dir den geforderten Preis für alles Holz, was auf dem Esel liegt.“ Der Holzhacker, ohne Arg, ging den Handel ein, packte den Esel ab, und forderte Bezahlung. Der Barbier entgegnete aber, er habe noch nicht alles Holz, denn der Packsattel gehöre auch dazu, da er größtentheils aus Holz gemacht sei; der Holzhacker möge der Uebereinkunft gedenken. Trotz des Widerspruchs des Letztern nahm eben der Barbier Holz und Packsattel, und schob den armen Bauer zum Laden hinaus. Voll Betrübnis lief derselbe zum Kadi, und brachte seine Klage vor. Der Richter hörte ihn an, und sprach sodann: „Freund! der Barbier hat Worte auf seiner Seite, auf deiner Seite ist blos die Redlichkeit. Merke den Unterschied: das Gesetz erklärt sich nur durch Worte, es muß aber seinen Lauf haben; der Koran sagt nun, Verträge müssen gehalten werden, sonst gibt es keinen Glauben. Nach dem Vertrag darf der listige Barbier allerdings den Packsattel ansprechen, jedoch will ich dir einen Rath geben.“ Dabei sagte der Kadi dem Bauern etwas ins Ohr, worauf dieser vergnügt von dannen ging.

Nach einiger Zeit sprach er, als ob nichts vorgefallen wäre, wieder bei dem Barbier ein, bot eine Tracht Holz um sehr geringen Preis an, wenn außerdem der Barbier ihm und seinem Gefährten vom Lande die Fertigkeit seiner Hand angebeihen lassen wolle. Der Barbier schlug sehr bereitwillig ein. Der Bauer lud ab, und setzte sich dann, um der Kunst des Barbierers theilhaftig zu werden. Nun lassen die Türken den Bart wachsen, sich aber vom Kopf alle Haare, bis auf einen

Büschel, abnehmen; somit ist die Arbeit des Barbierers keine geringe. Als nun der Bauer sauberlich geschoren worden war, frug der Barbier nach dem Gefährten. „Er steht draußen, und soll gleich hereinkommen,“ war die Antwort. So ging der Bauer denn hinaus, und kam sofort mit seinem Esel herein, den er an der Halfter führte. „Dies ist mein Gefährte vom Land, und den müßt ihr jetzt scheeren.“ Dessen weigerte sich der Barbier voll Entsetzen, denn nach dem Lehrglauben der Türken wäre er dadurch verunreinigt worden, und um alle Kundschaft gekommen. Also gabs bitteren Streit, bis der Bauer den Barbier vor den Kadi forderte. Hier trug der Barbier sehr beredt vor, daß er in einem Esel unmöglich den Gefährten des Mannes habe annehmen können, man ihm also nichts weiter zumuthen möge. Worauf der Kadi erwiederte: „Du magst Recht haben, jedoch gedenke des Buchstabens, und frage, wer dachte jemals daran, in eine Ladung Holz auch den Packsattel einzuschließen? Das Gesetz erklärt sich nur durch Worte, Verträge schließen sich nur in Worten ab, und Worte bestehen aus Buchstaben. Erkenne also den Buchstaben des Gesetzes, und daß dieses seinen Lauf haben muß, wenn es nicht zu einem Nichts werden soll. Der Koran aber spricht: Verträge müssen gehalten werden, sonst gibt es keinen Glauben zwischen Mann und Mann. Fort also an den Esel; oder finde dich mit dem Holzhacker ab, daß er dir es erläßt.“

Nothgedrungen mußte der Barbier die Abfindung vornehmen, wobei der Bauer überreichlich für den Packsattel entschädigt ward. — Solch schnelle Art einer ungekünstelten Rechtspflege ist gewiß nicht zu verachten!

Die Indianer.

Die wilden Ur-Einwohner von Nordamerika werden unter der allgemeinen Benennung Indianer begriffen. Die verschiedenen Stämme derselben, mehr als hundert, zählten einst, nämlich zur Zeit, als die ersten Einwanderungen aus Europa kamen, an 16 Millionen Menschen. Davon sind jetzt kaum noch an zwei Millionen übrig. Das durch die Einwanderer mitgebrachte Unheil, die Blattern und der Brantewein, rafften

allein an 6 Millionen derselben hinweg, und vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo sämmtliche noch vorhandene Indianer vollends zu Grunde gehen. — Der Brantewein, von den Wilden Feuerwasser genannt, und leidenschaftlich geliebt, wird hauptsächlich daran Schuld sein. Zudem hat man in allen Gegenden, wo es farbige Leute gibt, beobachtet, daß dieselben in dem Maas abnehmen, oder aussterben, als die eingewanderten Weißen sich ausbreiten, und durch sie die Wilden in der gewohnten einfachen Lebensweise beschränkt werden. Das überlegene Geschlecht führt den Untergang des geringern nothwendig herbei.

Die Indianer, deren Ursprung und frühere Geschichte unbekannt ist, sind von rother Kupferfarbe; ihre Augen und Haare sind schwarz; sie leben noch, wie vor 260 Jahren, wo die erste europäische Anstiedlung sich begründete, meistens von der Jagd. Unter sich haben sie fortwährend Familienkriege. Kein Stamm hält Heerden, doch treibt Mancher etwas Landwirthschaft. Sie sind tapfere Krieger, und trotz der Kupferfarbe ein schöner Menschenschlag. Einst waren sie die unbesrittenen Besitzer des Bodens, der jetzt zum größten Theil die Staaten von Nordamerika bildet; als ein glückliches und blühendes Volk erfreuten sie sich des Lebens, und sandten täglich ihre Dankgebete zu dem „großen Geist“ empor, dessen Güte und Schutz ihnen zugewendet sei. Jetzt ist es zum Beweinen. Von den noch vorhandenen zwei Millionen sind die mehrsten durch den Genuß des Branteweins und die denselben begleitenden Laster geschwächt und entartet. Kaum ein Viertel ist von den Weißen und deren Habsucht noch nicht verführt, und lebt in den Wildnissen nach alter Weise.

Die Weiber haben ein hartes Loos; auf ihnen ruht alle Arbeit; der Mann bekümmert sich nur um Krieg und Jagd; außerdem pflegt er blos der Ruhe; Männer und Frauen tragen ihr schönes Haupthaar sehr lang; man trifft unter den ersten Leute an, denen es bis auf die Fersen reicht, ja noch auf dem Boden nachschleppt. Es sind in der Regel die Häuptlinge des Stammes. Es ist ein ganz eigenthümlicher Vorzug, und wird von Jugend an sorgsam verpflegt. Sie wohnen unter sehr großen Zelten, deren Anzahl ein Dorf

bildet. Die Zelten, wie die Kleider sind aus schön bearbeiteten und verzierten Thierhäuten gemacht.

Die Indianer sind von Natur stetsam und harmlos, und soweit die Geschichte geht, wurden die Weißen bei der ersten Ankunft in den Dörfern überall freundlich und gastlich aufgenommen. Der berühmte Seefahrer Columbus, der Amerika entdeckt hat, schrieb an den König von Spanien: „Es gibt in der Welt kein besseres Volk, sie lieben ihren Nächsten, wie sich selbst.“ Diejenigen, welche mit den Lastern der Weißen noch nicht bekannt wurden, sind wahrhaft moralisch und religiös. Fromm beten sie täglich zu dem „höchsten Geist“, wie sie den Gott nennen, welchen sie verehren. Denn sie treiben keine Vielgötterei, wie die Heiden. Ueberhaupt ist in ihren Religionsansichten und sonstigen Gebräuchen viel Aehnliches mit der Lehre der Juden, wie sie Moses begründete. Daher auch der sehr wahrscheinliche Glaube, daß von den verlorenen Stämmen der Juden, von denen die Schrift meldet, einige nach Amerika gekommen sind, und mit den Stammvätern der Indianer sich vermischt haben. Der große Geist ist der Jehova der Israeliten. Der Indianer glaubt an das Dasein eines Schöpfers der Welt und Menschen, an ein zukünftiges Leben, und an eine Belohnung und Bestrafung darin, je nachdem man hier gelebt hat.

Von der Sündfluth haben sie folgende Sage: „Es war eine lange Zeit auf der Erde völlig finster. Man schaute nach dem Tageslichte umher, bis man verzweifelte, es jemals wiederzusehen, und das ganze Volk sehr unglücklich war. Endlich erschien im Norden ein Licht, worüber große Freude entstand, bis man entdeckte, daß es ein großer Wasserberg sei, welcher alle Menschen bis auf eine Familie vernichtete, die es vorausgesehen und ein Schiff gebaut hatte, worin sie sich rettete.“ — Man denke an Noah!

Von dem Zustand nach dem Tode ist bei den Indianern diese Vorstellung: Das ganze Volk glaubt, daß der Menschengeist in einem künftigen Zustand fortlebe. Nach dem Sterben müsse derselbe weit fort nach Sonnen-Untergang wandern; da käme er an einen furchtbar tiefen und reißenden Strom, der auf beiden Ufern von hohen und steilen Bergen

eingefast sei. Ueber diesen Strom liege von einem Berg zum andern ein langer, schlüpfriger Tannenbarm ohne Rinde, über den die Verstorbenen gehen müßten, um in die glückseligen Gefilde zu gelangen. Die Guten kämen glücklich hinüber in jene Gefilde, wo ein ewiger Tag herrscht, die Bäume stets grünen, wo man keine Mühe kennt, das Volk nie alt wird, und sich in steten Freuden, namentlich der Jagd, ergeht. Die Schlechten dagegen gleiten aus, und stürzen viele tausend Fuß hinab in das Wasser, welches von schlimmen Thieren wimmelt, wo sie durch Wirbel allezeit wieder auf dieselbe Stelle zurückgebracht werden, wo die Verstorbenen stets hungrig seien, und nichts zu essen bekämen, wo alleweil Schmerzen sie plagten, wo die Sonne niemals scheine, und wo die Bösen immer fort die steilen Berge erklettern, von wo sie das Land der Seligen erblicken, aber es niemals erreichen.

Für den Christen und Menschenfreund in jedem Theil der Welt findet sich in dem Zustande und der Geschichte dieses unglücklichen Volkes wahrlich hinreichender Stoff zu tiefem Mitgefühl. Für die Weißen bietet der Verfall der armen Indianer ein ungetilgtes Sündenregister dar, welches früher oder später einmal Vergeltung fordern wird.

Die vier Jahres- und Lebenszeiten. (Ein Gleichniß.)

Die 4 Zeiten des Jahrs wurden einstmals vor Gott gefordert, und einer jeden derselben Namen und Zeichen gegeben. Der ersten wurde gesagt: du sollst Frühling heißen, du sollst den Menschen früh wecken zum Gebet und zu der Arbeit, wie auch die Vögel, ihren Schöpfer zu loben. Du sollst alle Geschöpfe nach dem kalten Winter erquickern, und die Erde mit fruchtbarem Thau auffrischen. Dein Kleid soll grün sein, dem grünen Holz des Lebens zu Ehren. Dein Amt soll sein, den Menschen sichtbarlich zu predigen, daß nach dem Trübsalswinter der stets grünende Frühling der Ewigkeit zu erwarten ist. —

Zu der andern Jahreszeit wurde gesagt: dein Name soll Sommer heißen, weil du täglich von der Sonne Klarheit zeugen sollst; dein Kleid soll sein von tausend Farben, zur

Erinnerung, daß die Güte des Herrn tausendfältig unter den Menschen blühe. Dein Amt soll sein zu predigen, daß die unsichtbare Sonne kräftiger sei in den Herzen der Frommen, als die sichtbare Sonne in den Gewächsen der Erde.

Zu der dritten Jahreszeit wurde gesagt: dein Name soll Herbst heißen, weil du den herben Winter ankündigen sollst. Dein Kleid soll grau sein, dem greisen Tod zum guten Gedächtniß. Dein Amt soll sein, den Menschen täglich zu predigen, daß alle ihre Herrlichkeit, gleich dem Gras auf dem Felde, vergänglich ist. Das Obst, welches du den Menschen bringst, soll ihnen andeuten, daß auch ihre Leiber einst faul und mürbe werden.

Zu der vierten Jahreszeit wurde gesagt: dein Name soll Winter heißen, weil der Wind, dein Herr, nach und nach Sturm, Frost, Schnee und allerlei Unwetter erregen wird. Dein Kleid soll schneeweiß sein, dem hinfallenden Alter zum Gedächtniß. Dein Amt soll sein, den Menschen täglich zu predigen: ertraget das Schlimme, hoffet das Beste, denn nach dem Winter kommt der Sommer, nach Ungewitter Sonnenschein, nach Trauer Freude, nach der Vergänglichkeit die Ewigkeit. —

Wer dieses bedeutsame Gleichniß recht erwägt, der zieht gewiß guten Nutzen daraus. Die Natur spricht mit tausend Stimmen zu uns, dem Aufmerksamen bleibt sie nirgends unverständlich; solche Betrachtungen sind sehr zu empfehlen; sie fördern die Reinheit der Gesinnung, und bewahren vor Sünde und Irrthümer. Die Blumen, Kräuter und alle Erdgewächse, wenn sie im bunten Frühlings schmuck gleichsam aus den Schlaffammern treten, reden ja zu uns in ihrer Wiltersprache: „O ihr Menschenkinder, sehet uns an, alle, die ihr Gottes Wort nicht gläubig im Herzen tragt, sehet uns, seine Werke an! Wir waren todt, sind aber wieder lebend geworden; lernet von uns!“ — Ja, lauschet den stummen Worten dieser Feldprediger; jedes Blättlein an ihnen zeugt von Gottes Güte und Allmacht; — ihre stumme Rede ist tausendfach mehr werth und gehaltvoller, als der leere Wortschwall der in neuerer Zeit aufgekommene Reifeprediger!

Aus den Aufzeichnungen eines Prinzen.

Vor mehr denn 500 Jahren lebte in Spanien ein Prinz Manuel, der Enkel des guten Königs Ferdinand, welchem die Geschichte den Namen des Heiligen beilegt. Der Prinz war in jeder Beziehung ebenfalls ein ausgezeichneter Mann; er führte vieljährige, reiche Kriege gegen die Mauren (Araber), welche dazumal einen Theil von Spanien inne hatten. — In den Stunden der Ruhe beschäftigte er sich mit Aufzeichnungen seiner Erlebnisse und Gedanken; welche Handschriften er bei seinem im Jahr 1362 erfolgten Tode einem Kloster vermachte. Davon kam Anno 1575, wo die Buchdruckerkunst bereits bekannt war, (sie ist ums Jahr 1440 erfunden worden) ein Geschichtsbuch im Druck heraus, aus dem soll etwas erzählt werden, was die Sinnesweise jener wunderbaren Zeit anschaulich macht, wo Verstand und Andacht, Ehre und tugendliche Gesinnung treulich gepaart waren:

1.

„Sucht Gott dich heim, so schweige still,
Er lenkt's zum Heil dir, wann er will.“

Herr Melendez, ein sehr angesehener Edelmann im Königreich, pflegte bei jeder Unannehmlichkeit, die ihm zustieß, zu sagen: „Gott sei gelobt, denn da Er's thut, ist's wohlgethan.“ Derselbe war erster Rath und in hoher Gunst beim König, welcher zu ihm großes Vertrauen trug. Gewöhnlich hat ein Jeder, dem es gut geht, seine Neider, so erweckte denn auch die hohe Stellung jenes Mannes die Mißgunst und den Haß der andern Hofleute, die auf alle Weise ihn beim König anzuschwärzen suchten. Diese Gegner wurden nicht müde, ihm zu schaden. Endlich brachten sie es durch trügerische Angaben dahin, daß der König glauben mußte, als wenn sein erster Rath, dem er sein ganzes Vertrauen geschenkt, ihn treulos den Feinden verrathen hätte. Da beschloß er im Zorn, denselben umbringen zu lassen.

Herr Melendez hielt sich gewöhnlich auf seinem Landsitz auf, der nur eine Stunde von der Residenz des Königs entfernt war. Der Weg zu letzterer führte durch einen kleinen Wald. Dahin beorderte der König einige Soldaten, mit dem Auftrag, den Melendez,

wenn er durchpassirte, sofort zu tödten. Zugleich schickte er einen Boten an denselben, um ihn nach Hof zu berufen. Als nun Hr. Melendez eilends Folge leistete, und zu Pferde steigen wollte, fiel er von der Treppe und brach den Fuß. Da seine Leute sahen, was ihm zugestoßen, so hatten sie dessen großes Leid, sie konnten es aber doch nicht lassen zu sticheln, und sagten zu ihm: „Seht, Ihr sagt immer, was Gott thut, das ist wohlgethan; ist das auch ein Glück, was Euch Gott nun angethan?“ Doch er ward nicht andern Sinnes, er entgegnete stets, sie sollten versichert sein, daß sie dereinst noch einsehen und gestehen würden, daß es so, wie es Gott gemacht, am besten gewesen sei. Bei dieser Gesinnung blieb er, was sie auch vorbringen mochten.

Da aber die, welche ihn auf des Königs Befehl umbringen sollten, sahen, daß er nicht kam, und das Vorgefallene erfuhren, kehrten sie in die Stadt zurück, und meldeten es dem König. Es verging nun längere Zeit, ehe Herr Melendez wieder ein Pferd besteigen konnte, und während er so darniederlag, ward der König, der den Wahlspruch des Mannes kannte, immer nachdenklicher, endlich kam er darauf, daß der angebliche Berath, dessen man seinen Rath beschuldigt hatte, eine große Lüge gewesen sei. Er ließ daher diejenigen, die es ihm gesagt, gefangen setzen, begab sich selbst zu Herrn Melendez, erzählte ihm, wie sie ihn verläumdet hätten, und wie er ihn im Zorn habe wollen tödten lassen. Dann bat er ihn wegen seines ungerechten Vorhabens um Verzeihung, erwies ihm fortan zeitlebens große Ehre und Güte, und ließ die Verläumder vor Gericht stellen.

Also rettete Gott den rechtschaffenen Mann und bestätigte dessen Wahlspruch: „daß wohlgethan sei, was Gott thut.“ Als der Prinz Manuel diesen Vorgang erfuhr, zeichnete er ihn in seiner Handschrift auf, und setzte den schönen Vers bei, der oben verdeutsch ist. Uebrigens muß man im Leben zweierlei Begegnisse unterscheiden: diejenigen, wo der Mensch noch Rath weiß, und solche, wo er das nicht vermag. Bei den ersten muß man aus allen Kräften sich selber helfen, und nicht etwa die Hände in den Schooß legen, in der Meinung, durch Gottes Fügung

werde schon Alles wieder ins rechte Gleis kommen: das hieße Gott versuchen, denn dazu hat der Mensch seinen gesunden Verstand; den muß er in solchen Dingen gebrauchen. — Wo aber kein menschlicher Rath mehr gilt, da müssen wir erkennen, daß das, was uns begegnet, das Beste sei, weil es Gott gesendet hat. —

2.

Nun soll auch aus des Prinzen Aufzeichnungen ein feines, bedeutsames Gleichniß mitgetheilt werden:

Die Lüge und die Wahrheit machten einmal Gemeinschaft unter einander, und als sie so zusammen waren, sagte die Lüge, die immer sehr anschlägig ist, zur Wahrheit, es würde gut sein, wenn sie einen Baum pflanzten, von dem sie Nutzen ziehen, und in dessen Schatten sie ruhen könnten. Die Wahrheit, schlicht und freundlich wie sie ist, war damit einverstanden. Als nun das Bäumchen aufging, meinte die Lüge, jedes von ihnen sollte seinen Theil davon wählen. Dabei stellte sie der Wahrheit in zierlichen Worten vor, wie die Wurzel dem ganzen Baume Leben und Nahrung gebe, und da sie mithin die Hauptsache sei, so rieth sie der Wahrheit, die Wurzeln für sich zu nehmen; sie dagegen wolle es darauf wagen und die Aestchen nehmen, obgleich hierbei allerdings viel gewagt sei, da sie leicht abgeschnitten oder beschädigt werden könnten, was bei den Wurzeln nicht zu besorgen wäre. Da die Wahrheit ein zutrauliches Wesen ohne Kniffe ist, so folgte sie ihrer Gefährtin, sie nahm die Wurzeln des Baums und begab sich unter die Erde zu ihrem Antheil; die Lüge aber blieb auf der Erde, wo die Menschen wohnen, und die Völker wandlen; und da sie sehr schmeichlerisch ist, fanden diese bald großes Behagen an ihr. Der Baum wuchs immer mehr; er trieb lustig Blätter und Aeste, und warf endlich einen mächtigen Schatten. Und da die Menschen den prächtigen Baum sahen, versammelten sie sich treuherzig um ihn, und freuten sich seiner Kühle. Wenn nun Viele unter dem Baum versammelt waren, machte die Lüge, die sehr einnehmend und von großer Gelehrsamkeit ist, ihnen allerlei Lustbarkeiten vor, sie unterwies in ihrer Wissenschaft, und die Menschen waren sehr begierig, ihre

Dink. Bote 1850.

Künste zu lernen; sie lehrte den Einen die schlichten Lügen, den Gelehrten aber die erschrecklichen Lügen. (Schlichte Lüge ist z. B. wenn Jemand zum andern sagt: „ich werde dies oder Jenes für Euch thun,“ und denkt nicht daran, es zu thun; die schreckliche Lüge ist, wenn heuchlerisch im Gewand der Wahrheit tödtlicher Betrug geübt wird.)

Diemeil aber die Lüge so im Glück stand, lebte die Wahrheit kärglich und vergessen in der Erde Schoos, Niemand wußte von ihr, Niemand gedachte ihrer. Da sie nun nichts zu zehren fand, als eben die auf ihren Theil gekommenen Baumwurzeln, so mußte sie aus Mangel anderer Nahrung immer wieder an diesen Wurzeln nagen und beißen: und so mächtige Aeste mit Laub und Blüthen der Lügenbaum auch oben trug, so waren eben die Wurzeln zerstört, ehe er noch Früchte ansehen konnte. Als nun eines Tags die Lüge mit den Leuten, die zu ihr in die Lehre gingen, unter dem Baum stand, faßte ihn, der ohne Wurzeln leicht umzureißen war, ein Windstoß, stürzte ihn auf die Lüge, und zerschmetterte sie mit Allen, die bei ihr waren. Wo aber der Stamm des Baumes gestanden, stieg die verborgene Wahrheit empor, und als sie Erde betrat, sah sie die Lüge, und Alle die zu ihr gehalten, verloren und unglückselig.

Dies Gleichniß lehrt, daß die Lüge zwar große Aeste treibt, und ihre Blüthen, das ist ihre Sprüche und Schmeicheleien, den Menschen oft wohlgefällig sind, daß aber Alles nur eitel Schatten ist, und nimmer gute Früchte trägt. Die Wahrheit dagegen haltet stets hoch in Ehren, so werdet ihr hienieden gut fahren, und Euch im Sterbestundelein sehr beruhigt finden.

„Sei immer wahr, und flieh die Lügengeister, Denn übel lohnt die Lüge ihrem Meister!“

Der Besenstiel als Brautwerber.

Man fehlt eben so oft durch das was man unterläßt, als durch das, was man thut. Dieser Spruch ist besonders den heirathslustigen Jungfern zu empfehlen. Denn kluge Männer suchen wirkliche Frauen.

Ein sehr vermöglicher Landwirth hatte einen einzigen Sohn, den er gerne verheira-

thet sehen wollte. Doch verwahrte er ihn stets vor den eitlen, schnabellschnellen, puffsüchtigen Mamsellen, wie sie die städtische Mode-Erziehung liefert. „Du mußt dir eine rechte Hausfrau erwählen,“ pflegte er zu sagen, „keinen Hieraffen, der über einen Besenstiel stolpert.“ Der junge Mann nahm sich die Lehre zu Herzen. An einem schönen Frühlingstag, wo der Vater eben der Braut- schaft wegen eine große Gesellschaft aufs Gut geladen hatte, legte er einen Besen quer über die Staffel, die in den Garten führte, und sagte zu einem Freunde, „gebe acht, dieser Besen soll mir zu einer Frau verhelfen: dasjenige Mädchen, das sich nicht schämt, den Besen aufzuheben, soll meine Frau werden.“ Als nach dem Essen die Gesellschaft in Garten ging, paßten die beiden Freunde wohl auf. Die meisten der jungen Mädchen schritten über den Besenstiel hinweg; einige stolperten auch darüber; endlich aber bückte sich ein junges, hübsches Mädchen darnach, hob ihn auf, und stellte ihn an seinen Platz. — Der junge Mann suchte sofort ihre Bekanntschaft; auch ward sie später seine Gattin. Das Vermögen, welches er zubrachte, wußte sie zu erhalten und zu vermehren; ihren häuslichen Sinn, ihre Amuth schätzte er höher, als alle andern Beibringungen. Sie lebten glücklich und zufrieden, und er segnete stets den Zufall, der sie zusammengeführt hatte. Diese wahrhafte Geschichte liefert allerlei Stoff zum Nachdenken. Hier gilt das Sprüchwort: solche Ehen werden im Himmel geschlossen. Das Glück des Mannes ist, die Frau zu finden, welche Gott ihm bestimmt hat.

Jägerlatein.

Ein alter Waldbüter, berühmt wegen seinen Ausschneidereien und Jagdstücken, hatte immer die Redensart im Munde: „Der Teufel soll mich holen, wenn's nicht wahr ist!“ Eust sagte ihm ein Gast: „Nehmt Euch in Acht, der Schwarze könn' Euch einmal beim Wort halten.“ „D!“ antwortete der freche Waldbüter, „er thut mir nichts!“ Da erwiderte der Gast: „Habt Ihr ihn denn schon gesehen?“ „Freilich,“ behauptete der Waidmann, „eines Abends

ging ich den Hohlweg hinterm Wald, als ich einen großen Mann auf mich zukommen sah. Er hatte einen breiten Hut mit einer Habnensfeder und einen Jägersrock an. Durch die Schußgewahrte ich aber gleich den Pferdefuß, wußte also, wie ich dran war. Guten Tag, Herr Teufel, sagte ich ganz feck. Guten Tag, Waldjakob, sagte er, wo gewesen? Auf der Jagd, sprach ich. Was geschossen? Drei Schnepfen. Was habt ihr da auf dem Buckel hängen? (Er meinte mein Gewehr.) Das ist meine Pfeife, Herr Teufel. Ich möcht' einmal draus rauchen. Ist sie gestopft? O ja, Herr Teufel, nehmen Sie nur gefälligst das obere ins Maul, ich will unten Feuer machen. — Gottlob, dachte ich, jetzt schaff' ich den Teufel aus der Welt. Ich drückte los, es knallt, und was meint ihr wohl? Der Teufel spie mir den ganzen Schuß Schrot ins Gesicht, und sagte: „Pfiu Teufel, Waldjakob, was raucht Ihr für einen starken Tabak!“

Mit solchen Stückchen gewann der Waldjakob manchen freien Trunk von den erheiterten Gästen.

Vom Geschwornen-Gericht.

Ueberall, wo Menschen beisamen leben, gibt es darunter Gute und Schlimme. Die Guten lassen ihrem Mitbruder, seiner Familie, seinem Eigenthum stets die Anerkennung und Achtung angedeihen, welche sie auch von seiner Seite für sich und ihr Eigenthum erwarten. — Die Schlimmen, (obwohl sie gewöhnlich alle mögliche Freiheit für sich begehren,) nehmen es mit den Rechten ihrer Mitbürger nicht so genau; sie beschädigen sie oft an der Person, oft an Eigenthum, und lassen das schöne christliche Gebot: „was du nicht willst, daß man dir thu, das füg' auch keinem andern zu,“ ganz außer Acht.

Zu allen Zeiten war man deshalb bedacht, gegen diese Gattung von Leuten sich zu schützen; man ordnete Gesetze an, damit schädliche Handlungen gegen die Mitmenschen bestraft werden. Denn alle menschliche Gesellschaft ruht auf dem Gesetz. Seine beste Stütze bleibt übrigens die Erziehung zum Guten, in der Familie, in der Schule, und in der Kirche.

Mit diesen Strafanndrohungen, oder Strafgesetzen, wurde es in den meisten Ländern ziemlich gleich gehalten. Denn was man verbieten muß, damit Jeder in Frieden haust und lebt, dies kann sich Jeder leicht selber sagen. Denke nur an oben erwähntes Sprüchlein! — In alten Zeiten hatte man viel härtere Strafen. In England galt die Bestimmung: wenn der Dieb auch nur so viel Werths gestohlen hatte, als ein Strick zum Henken kostet, so wird er gehängt! In der neuern Zeit ist man im Strafen milder geworden, vielleicht zu mild. Selbst die Todesstrafe soll nicht mehr zur Anwendung kommen. — Viele sind nicht damit einverstanden; sie halten den Gemüthszustand eines reinigen Mörders auf seinem Gang zum Blutgerüste für würdiger, der Buße und Vergebung für zusagender, als den des lebenslang gefangenen in seiner Wuth, oder seinem geistigen Siechthum. In der gerechten Strafe liegt auch eine Gnade, nämlich für die schuld bewußte Seele.

Mit der Anwendung und Vollziehung der Strafgesetze hat es nun von jeher seine großen Schwierigkeiten gehabt. Soll das Gesetz Nutzen schaffen, so muß der wirkliche Verbrecher von Rechtswegen die Strafe erleiden, und nicht etwa ein Unschuldiger herbeigezogen werden.

Dies richtig zu ermitteln, blieb also die Hauptaufgabe. Die Einrichtungen müssen demnach so getroffen werden, daß solche in gleicher Weise dazu tauglich sind, den wahren Uebelthäter aufzufinden, und den Unschuldigen vor Verfolgung zu schützen.

Die Großherzogliche Regierung war schon an den beiden frühern Landtagen mit den Ständen darüber einig, daß es der Gerechtigkeitspflege förderlich sei, wenn über die Criminal-Prozesse (wie seit 1831 bei den Civil-Prozessen) eine öffentliche Verhandlung statt finde, wo im Namen des Staats, oder der bürgerlichen Gesellschaft, ein Ankläger gegen den Beschuldigten auftritt, welcher Alles, was zu dessen Ueberführung geeignet ist, vor dem Gericht in Anwesenheit des Beklagten und des Publikums auseinandersetzt; wo die Zeugen für und gegen öffentlich beeidigt und abgehört werden, wo endlich immer dem Angeschuldigten ein rechtsgelehrter Bertheidiger zur Seite steht, der Alles

auszuführen verpflichtet ist, was dem Beklagten zur Erleichterung gereichen mag.

Mittlerweile ist überall in Deutschland das Verlangen nach Geschwornen allgemein geworden. Unsere Regierung ist auch hierin, lange ehe die in Frankfurt festgestellten Grundrechte es für ganz Deutschland vorschreiben, den Wünschen des Volks entgegen gekommen.

Damit hat es nun folgende Beschaffenheit:

Die wichtigste Frage bei einem jeden Straffall ist natürlich die, ob der Angeklagte die That, deren er angeklagt wird, auch wirklich verübt habe; ob er schuldig oder nicht schuldig sei. Nun hat man es von jeher nothwendig gefunden, den ständigen, amtlichen Richtern in der Beurtheilung der Beweise über die Schuld eines Angeklagten kein unbedingt freies Ermessen einzuräumen, sondern ihnen bestimmte Regeln vorzuschreiben, nach welchen sie die Beweise zu beurtheilen haben. So darf auch nur die Aussage gelten, wenn sie wenigstens durch zwei Zeugen bekräftigt wird. Alles ist zwar nur darauf berechnet, daß kein Unschuldiger verdammt werde, allein leider waren eben durch jene Vorschriften die Richter manchmal genöthigt, auch solche Leute freizusprechen, von deren Schuld sie selbst die moralische Ueberzeugung haben mochten. Solche Vorgänge schaden aber unendlich der Achtung vor Gesetz und Obrigkeit, überhaupt dem Rechtsgefühl und der Sittlichkeit.

Diesen Mißständen gedenkt man nun dadurch zu entgehen, daß man über die Frage der Schuld oder Unschuld nicht mehr die angestellten Richter, sondern die sogenannten Geschwornen entscheiden läßt; das heißt: Männer aus dem Volk, welche durchs Loos bestimmt werden, die in keinerlei Abhängigkeit zur Regierung stehen, die damit kein bleibendes Amt erhalten, und die für die regelmäßig wiederkehrenden Sitzungen des Gerichts jeweils besonders auszulosen sind. Aus dem für einen Gerichtshof gültigen Bezirk wird nämlich ein Verzeichniß der stimmfähigen Bürger aufgestellt, daraus werden in der Regel 30 Namen gezogen, aus diesen werden die zum Urtheilen gehörigen 12 Geschwornen wieder durchs Loos gewählt, wobei der Staatsanwalt so wie der Angeklagte das Recht hat, sechs Namen auszu-

schließen. Diesen Geschwornen nun ist die Würdigung der Beweise über die Schuld des Angeklagten zu völlig freiem Ermessen eingeräumt, sie haben über die Schuld oder Unschuld nur nach ihrer freien Ueberzeugung das Urtheil zu sprechen, wie sie es vor Gott und ihrem Gewissen verantworten können.

Ein Volk ehrt sich am besten, wenn es seine Gesetze ehrt. Die volkethümliche Strafrechtspflege fördert die Gerechtigkeit, ist ein großer Schutz der Unschuld, und die sicherste Strafe für den Verbrecher. Möchten alle Geschwornen die Ermahnung beherzigen, womit ein würdiger Richter eine öffentliche Gerichtsbehandlung einleitete: „Was die Geschwornen allein leiten soll, ist die Stimme ihres Gewissens. Als freie, unabhängige Männer müssen sie den Muth und die Kraft haben, dieser Stimme zu folgen, und sich durch keinerlei Einwirkungen bethören lassen. Sowie es auf der einen Seite ihre heilige Pflicht ist, die Unschuld in Schutz zu nehmen, so sind sie auch der bürgerlichen Gesellschaft schuldig, den überwiesenen Verbrecher nicht durch leichtfertige Freisprechungen der Strafe zu entziehen. Die Pflicht der Geschwornen ist es, die Herrschaft und das Ansehen der Gesetze zu sichern.“

Hochverrathsprozess gegen Struve und Blind.

(Mit einer Abbildung.)

Am 20. März vorigen Jahrs haben zu Freiburg, im Breisgau, die öffentlichen und mündlichen Gerichtsverhandlungen gegen die Freischaaren-Anführer Struve und Blind vor dem Geschwornengericht, wie es nach vorstehendem Artikel zum ersten Mal in unserm Lande angeordnet worden, stattgefunden. Dieser Prozeß währte bis zum 30. Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, hielt man Sitzung, die in der Regel von Morgens 8 Uhr, mit geringer Unterbrechung, bis Abends 6 Uhr und noch später dauerte. Die durchs Loos gezogenen zwölf Geschwornen waren meistens Landwirthe, Bürgermeister oder Gemeinderäthe, aus dem Ober- rheinkreise. Brentano, dessen Namen seit-

ber einen so traurigen Klang erhalten, ist der Hauptadvokat der Angeklagten gewesen.

Die Anklage wies nach, wie Struve schon beim Aprilaufstand vom Jahr 1848 sich betheiligte, wie er in Donaueschingen, Constanz und im Seekreis Aufruhr gepredigt, Zugügler gesammelt, Herrschaftskassen weggenommen, und dem Marsch auf Freiburg sich angeschlossen hatte. Dazumal war er auch in Säckingen arretirt gewesen, aber durch Drohungen gegen die Stadt wieder losgelassen worden. — Am 20. April gab es bekanntlich mit dem badischen und hessischen Militär einen Zusammenstoß bei Kandern, wo General von Gagern fiel, und die Freischaaren versprengt wurden. Struve und Sigel zogen mit ihrem Trupp sodann über Horben, Günteretthal nach Freiburg, wo sich am 23. April auch noch ein Kampf entwickelte, der mit der Flucht der Aufständischen endigte. Struve begab sich sodann nach Straßburg und später nach der Schweiz.

Der zweite Theil der Anklage weist ferner nach, wie Struve, Blind, Heinzen, Löwenfels, Doll, Mögling und andere Flüchtlinge sich in der Schweiz versammelten, wie sie unaufhörlich bemüht waren, durch aufreizende Schriften Unzufriedenheit im Volk zu erregen, dasselbe für den Gedanken an Einführung der Republik zu gewinnen, bei der den Reichern das Vermögen abgenommen, und zur Theilung gebracht werden müsse, wo die Fürsten und Beamten zu verjagen seien, und wer nicht mithalte, gerödtet werden müsse. So auf schauerliche blutige Weise lehrten sie die einzuführende Schreckensherrschaft, und knüpften Verbindungen mit Gleichgesinnten, oder Verführten im Großherzogthum an.

Am 21. Septbr. 1848 unternahm nun Struve den Einfall ins badische Oberland, wo gerade damals kein Militär stand. Durch einen übelberüchtigten Menschen sandte er vorläufige Vortschaft und Befehle nach Lörrach, wo man anfänglich, eben des schlechtesten Voten wegen, gar nicht daran glauben wollte. Aber bald wuchs der Anfangs sehr geringe Haufen zu beträchtlicher Anzahl. Auch auf andern Punkten fielen die Schweizer Flüchtlinge ins Land, (wobei ein Sensdarne erschossen ward) und zogen die ba-

dischen Freischärler an sich. Nun wurden die Beamten arretirt, oder abgesetzt, die herrschaftlichen Kassen, die Gelder auf der Post weggenommen, und die Gemeinden durch Schrecken gezwungen, jeweils Mannschaft und Unterstützung aller Art zu stellen. In einer Rede vor dem Köhlewirthshaus in Lörrach proklamirte Struve die Republik und forderte zum bewaffneten Kampf auf.

Struve, Blind und Löwenfels hielten sich am 22. Septbr. in Lörrach auf; am 23. zogen sie nach Müllheim, wo sie die reichen Bürger brandschatzten, am 24. (Sonntag) begaben sie sich mit ihrer Mannschaft nach Staufen. Inzwischen war unter den Generalen Hoffmann und Gayling Militär angerückt, Mittags kam es zum Kampfe, welcher die Flucht und Auflösung der Auführer zur Folge hatte. In diesem Kampf blieb ein Soldat, Schum, todt, 8 wurden zum Theil schwer verwundet, von den Aufständischen blieben 11, außerdem wurden während des Gefechtes vier unbetheilte Personen getödtet und drei Häuser gingen in Brand auf. Montags den 25. wurde Struve, seine Frau und Blind in Wehr, Amts Säckingen, von Bürgern verhaftet.

In der Anklageschrift ist dies Alles ausführlich dargestellt. — Es wird darin berichtet, wie Struve und Blind ein förmliches Regierungsblatt mit ihren wilden Verordnungen herausgaben, wie sie Verhaftungen, Gewaltthatigkeiten, Raub und Entwendungen vornahmen, Pferde, Waffen, Munition sich zueigneten, die Eisenbahn beschädigten, unter Bedrohung von Tod und Vermögensconfiscation die waffenfähige Mannschaft überall zum Mitziehen zwangen, Unglück aller Art übers Land brachten, also hinklangliche Schuld auf sich geladen hätten, um gerechterweise den Sühnungstod zu erleiden. Es ist beim Prozeß offenkundig geworden, daß im Gefecht zu Staufen Struve sich stets hinten in Sicherheit gehalten, daß er aber die verführten Leute mit den Worten in Kampf getrieben: „Biehvoll, Hunde, haltet und schießt!“ Solche Ausrücke, ja thätliche Mißhandlungen gebrauchte er gegen seine Schaar! Wie ist es überhaupt wehmüthig zu denken, daß die Leiter und Urheber der Aufstände, die so unendlich viel Jammer verursachten, Alle mit heiler Haut

durch die Flucht davon gekommen sind, und im Ausland von den Früchten ihres Raubes unbekümmert leben! — Aber welche Scheidestunde, welch bitteres Erwachen harret ihrer, und ihres bösen Gewissens! Und wie verächtlich schimpfen sie jetzt selbst aufeinander!

Nach der Gefangenschaft wurde Struve und Blind nach Lörrach transportirt, wobei sie nur mit Mühe vor der Wuth des Volks geschützt werden konnten, das kurzen Proceß mit ihnen machen wollte. So groß war damals die allgemeine Erbitterung! In Müllheim ward Standrecht über sie gehalten. Unzweifelhaft wären sie beide sofort zum Tod durch die Kugel verurtheilt worden, wäre nicht der Umstand eingetreten, daß man das Standrecht einen Tag zu spät verkündigt hatte; somit konnte man nach strenger Gewissenhaftigkeit es nicht mehr auf sie anwenden. Verzeih's Gott denen, die an der Föderung schuld sind! Großes Unglück ist dadurch übers Land gebracht worden! Nun mußte Struve und Blind und die andern Theilhaber am Aufstand vor das Schwurgericht verwiesen werden, und eine mächtige Untersuchung lagerte sich wie ein Alp übers ganze Land, sie ward der Anlaß zu allgemeiner Unruhe und Mißstimmung. Hätten die zwei Hauptschuldigen gebüßt, so hätte der gütige Fürst eine allgemeine Amnestie erlassen können, und damit die bösen Folgen des Prozeßes im Voraus abgeschnitten.

Dennoch die Verhandlungen dieses Prozeßes führten durch die frechen Reden Struves und besonders Blinds, sodann durch die geschickten Advokatenkünste Brentano's, (der hauptsächlich bei dieser Gelegenheit seinem Namen großen Klang verschaffte,) zu lauter Unheil. Die gefährlichsten Lehren wurden dem Volke beigebracht. So darf es nicht Wunder nehmen, daß die Geschwornen zuletzt nur in so weit die Angeklagten für schuldig erklärten, daß die den Gesetzen gemäß bestehende Strafe nur auf 8 Jahre Zuchthaus, oder auf 5 Jahre 4 Monate Einzelhaft lauten konnte. Wahrschaftig, ein unbegreiflicher Spruch! Aber den Geschwornen, einfachen Männern vom Lande, ist dies nicht übel zu deuten; sie hatten einen schweren Stand, und waren vor Drohungen nicht sicher. Ueberhaupt ist bei politischen Prozeßes die Aufgabe für Geschworne nicht leicht zu lösen. Sollen Einzelne büßen,

was Hunderte mit verschuldet haben? Ein solcher Gedanke beschleicht das redlichste Herz.

Struve und Blind wurden sodann in das neue Gefängniß nach Druchsäl abgeführt. Wie sie im Mai 1849 daraus befreit wurden, und was sie dann weiter zum Unsegen des Landes beitrugen, lehrt die traurige Geschichte der letzten Monate; Struve ist dormalen wieder in der Schweiz, und Blind arretirt in Paris.

Nebenstehende Abbildung zeigt ganz genau den Sitzungssaal und wie der öffentliche Prozeß gehalten ward. Nro. 1 sind die Richter, Nro. 2 die zwölf Geschwornen, Nro. 3 die Staatsanwälte, Nro. 4 die Schriftführer, Nro. 5 die Angeklagten, 2 Gensd'armen hinter ihnen, Nro. 6 die Vertheidiger, Nro. 7 die Zeugen, Nro. 8 die Zuhörer. —

Struve ist ein mittlerer Vierziger. Sein Vater war russischer Staatsrath, und versah viele Jahre die Geschäfte der russischen Gesandtschaft im Land; ein würdiger, allgemein hochgeachteter Biedermann, der sich innig freute, wenn er einem Badischen hülfreich sein konnte. Struve hat mehrere treffliche Geschwister, die bitteres Leid über den Lebensgang des Bruders empfinden müssen. Eitelkeit, Fanatismus und Unerfahrenheit im praktischen Leben haben den sonst gebildeten Mann auf so schlimme Bahnen getrieben! — Seiner Abstammung wegen war unter den Freischaaern auch die Sage verbreitet, Rußland werde den Ministersohn nicht stecken lassen und ihm Hülfe senden! Das Volk glaubt am liebsten das Unglaubliche!

Blind ist in den Zwanzigen, der Sohn eines Wirths, ein sogenannter Literat. Neben unverkennbarem Redetalent zeigte er beim Prozeß so viel Keckes und Ungezogenes, daß man nur unfreundlich über ihn urtheilen hörte.

Zu viel Lust bringt Unlust.

Es gibt der Schlupfwinkel nirgends mehr, als im menschlichen Herzen. Der weise Strach spricht: „Das Herz ist wie ein Lockvogel auf dem Kloben.“

Auf einer Herrschaft in Böhmen hauste ein berühmter, leidenschaftlicher Wilderer, der Waldwastel geheißten. Um diesen Mann unschädlich zu

machen, wurde er als Jagdgehülfe an die Grenze einer böswilligen Nachbarschaft gesetzt, um das wechselnde Wild zu schießen. Der Waldwastel entsprach auch vollkommen seiner Bestimmung; denn da er bloß aus Leidenschaft jagte, so schloß er nur für die Herrschaft, und nicht für sich. Er war in seiner Wohnung am Bach mit seiner Existenz ganz zufrieden. Einst traf ihn ein Verwandter seines Jagdherrn an, wie er eine Menge Stangenartigen Geräthes, statt der Flinte, auf der Schulter trug. Da entspann sich folgendes Gespräch: „Nun Wastel, wie geht's, bereits fleißig geschossen?“ Ja freilich, ich laß ihnen drüben nix; 6 Hirsche und ein Duzend Reh habe ich schon eingeliefert. „Nun das ist ja ein prächtiges Leben für dich; was hast du denn da auf dem Buckel?“ — Das ist mein Fischzeug, antwortete der Wastel; sehens, ich gehe in den Wald, weil es meine Schuldigkeit ist gegen die Herrschaft; aber just weil ich schießen darf, freuts mich nicht mehr; jetzt geh' ich fischen, — dies ist verboten!“ So fühlte und sprach der Wastel. — Jeder Mensch hat eben seine besondere Klippe. Verbotene Wasser sind oft besser als Wein, heißt's im Sprüchwort.

Zum Nachdenken.

1.

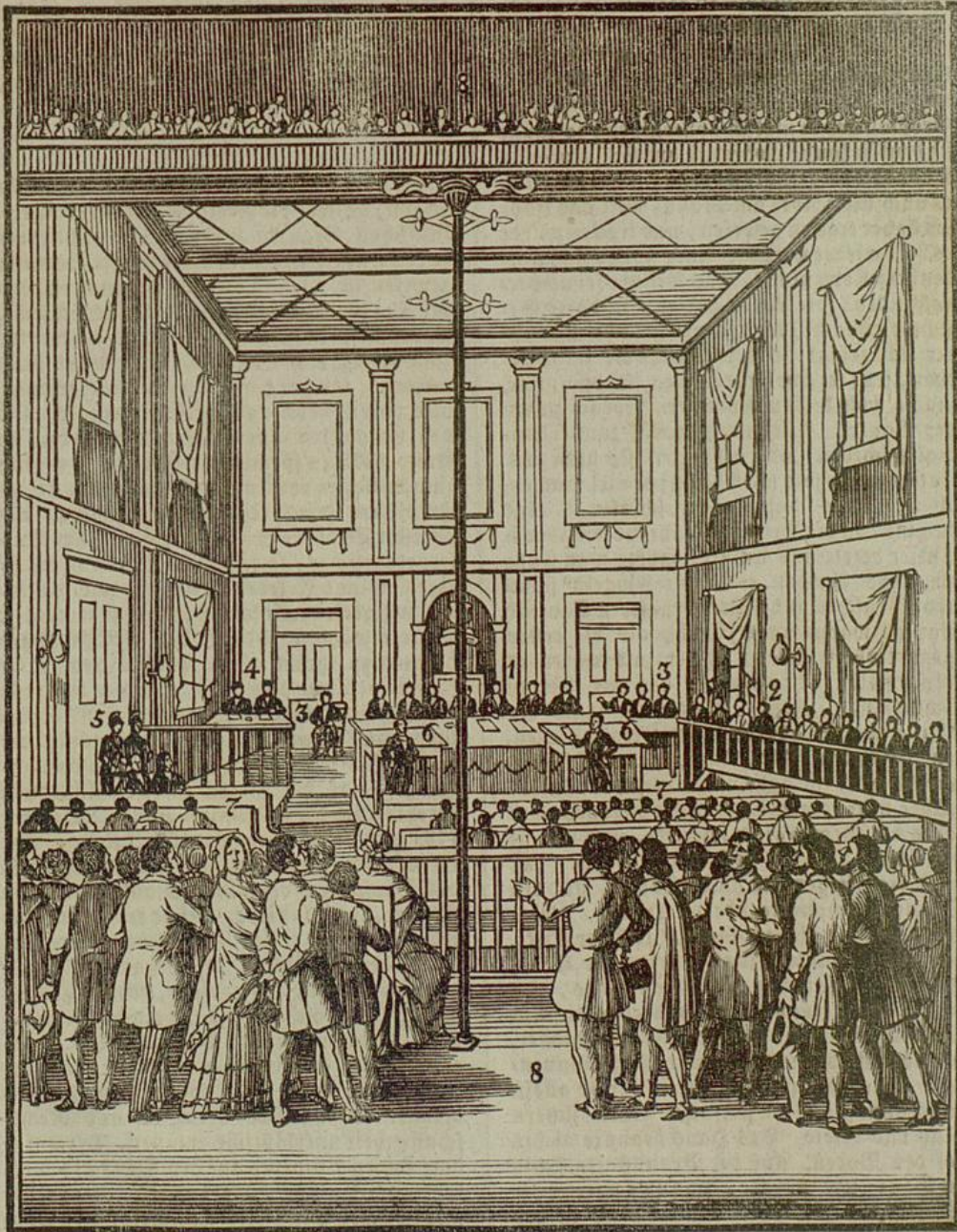
Wer selbst mit Noth und Armut zu ringen hatte, der fühlt am ersten werthbätiges Mitleid mit Hülfsbedürftigen. Das Menschenherz ist wie die Olive, diese gibt das Del erst von sich, wenn sie gepreßt wird. Wenn Sorge und Kummer das Herz drücken, dann gießt es das Del des Mitleids in des Nächsten Brust. Darum sagt man, unter den armen Leuten findest du in der Regel gute Herzen.

2.

In Norwegen herrscht der schöne Gebrauch, daß die Landleute an hohen und fröhlichen Festen, an Hochzeiten, Kindtaufen und sonstigen Freudentagen, auf die Giebel ihrer Häuser einige Büschel Korn stecken, damit auch die Vögel an der Freude des Festes Theil nehmen können.

3.

Aus dem Leben eines reichen Bauern, der nur dem eigenen Kopf zu folgen gewohnt war, wird berichtet, er habe über einen Sonntag



viel Korn liegen gehabt. Gegen Mittag zeigten sich Wolken an den Bergen, da habe er das Gesinde zusammen gerufen und gesagt: „Rasch hinaus, gehäufelt und gebunden, es wettet auf den Abend, bringen wir das Korn trocken ein, so spendire ich darnach Wein genug.“ Dagegen habe die alte 80jährige Großmutter dringlich abgerathen; so lange sie denken könne, wäre nie am Sonntag eine Handvoll eingeführt worden, und jetzt wäre es auch nicht Noth am Mann, weil das Jahr bis daher trocken gewesen, und trocken würde es bald wieder werden. Auch schade naß werden dem Korn nichts. Das Gesinde sei umhergestanden; die Alten hätten ernsthafte Gesichter gemacht, die Jungen gelacht, und unter sich gesagt, das Altväterische sei abgethan, jetzt sei eine neue Welt. „Großmutter, macht euch keinen Kummer,“ sprach zuletzt der Bauer, „Alles muß einmal zum erstenmal geschehen, und deswegen ist's nicht böß. Unserm Herrgott wird das nicht viel machen, ob wir heute schaffen oder schlafen.“ Und da gings an die Arbeit. Während die Großmutter betete und weinte, führte man Fuhr an Fuhr Garben ein, mit Flügeln schienen Menschen und Thiere behaftet. Tausend Garben waren unter Dach, als die ersten Regentropfen fielen; schwer, als wären es Pfundsteine, klopften sie auf die dürren Schindeln. „Jetzt, Mutter,“ sagte der Bauer in die Stube tretend mit seinen Leuten, „jetzt ist's unter Dach, mag es nun stürmen wie es will, ich hab's unter meinem Dach.“ „Aber über deinem Dach ist des Herrn Dach,“ sagte die Großmutter feierlich, und wie sie das sagte, ward es hell in der Stube, daß man die Fliegen sah an der Wand, und ein Donner schmetterte überm Hause. „Herr Gott, es hat eingeschlagen,“ rief der Erste, der reden konnte; alles stürzte zur Thür. In vollen Flammen stand das Haus, aus dem Dache heraus brannten bereits die eingeführten Garben. Alle liefen durcheinander, wie vom Blitz geschlagen war jede Besonnenheit. Nur die alte Großmutter verlor allein die Fassung nicht, sie suchte einen sichern Platz und betete. Das Haus brannte ab bis auf den Boden. Auf der Brandstätte stand der Bauer und sprach: „Ich hab's unter meinem Dach! aber über deinem Dach ist des Herrn Dach, hat die Großmutter gesagt!“

Und seit dieser Stunde spricht er nichts mehr als diese Worte. Grausig sei es anzusehen. — So berichtet ein frommer Mann aus der Schweiz. Er fügt bei: Viele Leute gingen hin, und nahmen ein Exempel dran, daß alles in des Herrn Hand ist, sei es auf dem Acker oder unter einem Dache!

4.

Georg Washington hieß der große Mann, welcher die Freiheit der nordamerikanischen Staaten begründete, und deren erster Bürger Feldherr und oberster Beamter gewesen ist. Jene Länder, wohin dormalen der Zug der Auswanderer hauptsächlich geht, waren ursprünglich Colonien, und gehörten zum Königreich England. Wegen der Verwaltung, die gar herrisch vom Mutterlande, also von London aus, geführt wurde, und den Colonisten unerträglich ward, kam es Anno 1773 zu förmlichen Unruhen, endlich zum Lossagen von England, somit zum Krieg. In diesem Kriege leistete Washington, als oberster Feldherr der Amerikaner, ganz Außerordentliches, so daß Anno 1783 das mächtige England Frieden schließen, und die Unabhängigkeit der Colonien anerkennen mußte. Diese erwählten sodann den Helden Washington zu ihrem ersten Präsidenten. Acht Jahre versah er dies Amt, und hat während dieser Zeit das Land aus der tiefsten Herrützung, aus Mangel und Bedrängniß, der hohen Stufe von Macht und Wohlstand zugeführt, auf der es jetzt glänzt. Allgemein verehrt starb der edle Mann am 14. Dezember 1797, in einem Alter von 67 Jahren. Die Glocken des ganzen Landes, und die Thränen von Tausenden verkündeten die allgemeine Trauer, und die Liebe, welche er in den Herzen zurückließ. Sein Name lebt unvergänglich in der Geschichte, die ihn an die Spitze der liebevollen, kraftvollen, ebenso großen als guten Menschen stellt. In einer Abschiedsrede, die er aus ganze Volk richtete, sprach er folgende, inhaltschwere Worte: „Bei allen Einrichtungen, die Nutzen und Wohlstand bringen sollen, sind Religion und Rechtschaffenheit unerläßliche Stützen. Derjenige darf keinen Anspruch auf den Dank des Volkes machen, der diese wahren Pfeiler der menschlichen Glückseligkeit, diese festen Säulen im Schicksal der Völker untergraben woll-

te. Ohne Religion kann die Sittlichkeit nicht bestehen. Vernunft und Erfahrung lehren, daß die Rechtschaffenheit im Volk untergeht, wenn die religiösen Grundsätze zerfallen! Gottes Name muß sich immer fühlbar machen. Möge Er seine schützende Hand allezeit über uns ausstrecken, auf daß Tugend und Glückseligkeit im Volk bewahrt bleibe!" So sprach der würdige Begründer der amerikanischen Freistaaten!

In einem Briefe vom Jahr 1778 schrieb Washington: „Wenn ich unsere Zeit recht erwäge, so finde ich, daß leider bei den meisten Menschen Müßiggang, Zerstreung, Eitelkeit und Ausschweifungen anzutreffen sind; Eigennutz, Untreue und Selbstervernichtung jedes bessere Gefühl; Parteikämpfe und persönliche Streitigkeiten bleiben Hauptangelegenheiten, während die wichtigsten Interessen des Vaterlandes, seine Ruhe, die Ordnung, der Handel, der Verdienst, unsägliche Noth leiden. Doch, die Vorsehung hat uns bis daher erhalten, obschon oft die Rettung verloren schien; ihr will ich auch ferner vertrauen.“

Diese Klage paßt auf alle Zeiten.

Hier sei noch einer merkwürdigen Ueberslieferung aus dem frühern Leben des edlen Mannes gedacht.

Als Washington noch sehr jung und lange noch keine Rede von der Losagung von England war, gab es in Amerika Krieg mit den Franzosen, welche ebenfalls daselbst Colonien hatten. In diesem Krieg führte der Jüngling Washington eine Compagnie Landwehr gegen die Franzosen, und zeichnete sich damals schon rühmlichst aus. Auf der Seite der Franzosen stand ein mächtiger Häuptling der Indianer mit seinem Stamm. Dieser, ein alter ehrwürdiger Mann, kam nach geschlossenem Frieden aus weiter Ferne herbei, bloß um den Hauptmann Washington zu sehen. Diesem sagte er: „Ich habe dich im Gefecht oft zu meinem Ziel gewählt, und meine sonst nie fehlende Büchse mehrmals auf dich abgefeuert, auch meine Leute thaten dasselbe; doch zu unserm großen Erstaunen hat dich keine Kugel getroffen. Deshalb ward ich überzeugt, du, junger Held, stündest unter dem besondern Schutz des großen Geistes, (so nennen die Indianer unsern Herrn Gott) und habe sodann verboten, auf dich mehr zu

schießen. Jetzt bin ich gekommen, um dem Manne Ehrerbietung zu erweisen, der unterm Schutz des Himmels steht, und der nie in einer Schlacht fallen wird, weil er zu etwas Großem bestimmt ist.“

Der Häuptling sprach prophetisch!

5.

Wer den Menschen das Leben und den Erwerb am meisten erleichtert, der ist der rechte Volksmann! — Ein kluger, und was mehr ist, ein rechtschaffener Volksmann hat in der Stadt Brüssel (im Königreich Belgien) zu einer großen Volksversammlung also gesprochen: „Schaut, das Geld ist wie eine Maus: wenn die Maus Lärm hört, verkriecht sie sich; das Geld macht es gerade so; wie es Lärm gibt, verschluckt es sich; haltet Euch still, so wirds bald wiederkommen.“ Und so geschah's. In Belgien blieb ruhig. Da kam, trotz der schlechten Zeiten, die Geldmaus wieder aus dem Loche. Das Vertrauen stellte sich her; mit ihm der Verdienst, der Credit. Die reichen Fremden ziehen in Masse dahin, denn Einer schreibt es dem Andern: hier ist es sicher. Handel und Wandel gedeihen, und mit ihnen Wohlbehagen und Zufriedenheit. — „Herr," sagte ein Belgier zu reisenden Herren aus Wien und Berlin, „Eure Landesleute wissen nicht, was Unruhe kosten, uns hat die Erfahrung klug gemacht; man kann Gesetz, Ordnung und Freiheit billiger haben. Die Freiheit allein gibt aber noch kein Brod.“ — Wo die Obrigkeit auf das Rechtsgefühl der Bürger zählen kann, und es zum treuen Bundesgenossen hat: da steht es wohl um Land und Leute. —

Die Donau.

Der größte Fluß in Europa ist die Donau. Entsprungen aus drei Quellen, der Breg, Brigach und einer kleinern auf dem Schloßhof des Fürsten von Fürstenberg, erhält das vereinigte Gewässer von Donaueschingen an den Namen Donau. Mehr als 700 Stunden beträgt die Länge ihres Laufs durch Baden, Württemberg, Bayern, Oestreich, Ungarn, Serbien, die Walachei, Moldau, Bulgarien, Mesopotamien (Türkei), bis sie in 5 Armen ins schwarze Meer sich ergießt, und



zwar mit so gewaltigem Gewässer, daß man auf 20 Stunden Entfernung es im Meer noch wahrnehmen kann. Während dieses langen Laufs nimmt die Donau 30 schiffbare Flüsse, und an 90 kleinere in sich auf; in diese selbst fallen an 36000 Bäche von den Höhen und Thälern des Schwarzwaldes, der schwäbischen Alp, des Böhmer Waldes, der Tyroler-, Steirischen-, Kärntner- und Krainer Alpen, der Ungarischen und Türkischen Gebirge. Von Ulm an wird sie regelmäßig schiffbar; auch ist die Donau sehr fischreich. Von den Zeiten der Römer bis auf unsere Tage ist der Donaugang durch blutige Kriege bezeichnet gewesen; hier brach namentlich die Macht der Türken. Im Mittelalter war sie die große Handelsstraße, welche Deutschland mit dem Morgenland verband. Auf der Donau zogen zum Theil die Heere der Kreuzfahrer bis nach Serbien hinab. Die Handelsherren von Regensburg, Augsburg, Ulm, Köln, betrieben einst auf ihr den reichen Verkehr mit dem Orient. Der Donau blüht in dieser Hinsicht aufs neue eine große Handelszukunft. Das einige deutsche Reich wird der gesicherten Schiffahrt auf seinem größten Strom belebende Beachtung zuwenden, und die Hemmungen, welche die Russen jetzt noch üben können, (indem eine verblendete Politik die Mündungen der Donau denselben in Besitz kommen ließ) schon zu beseitigen wissen. In den untern Donaugegenden wird sich dereinst der geeignetste Platz für Auswanderungen ergeben!

Die Unglücklichen.

Die Dulder auf Erden sind lebendige Belehrungen; mit Dank sollten wir dies erkennen. Denn der Unglückliche ist ein Kind Gottes; er erweckt in den Herzen das wahre, menschliche Brudergefühl; er ruft das heilige Mitleid hervor, und zeigt uns, was wir jede Stunde auch werden können. Das Gemüth des Landvolks ist stets zum Mitleid geneigt, weil der tägliche Anblick der Noth und Dürftigkeit es fortwährend mild und theilnehmend stimmt. Der Tagelöhner gibt am ersten von seinem Stück Schwarzbrot ab, weil er stündlich gewahren kann, was der Hunger ist. Der üppige Reiche in den Städten fehlt am ersten gegen die allgemeinen Menschenrechte; er hüllt sich in sein Wohlbehagen ein,

und vergift endlich die Leiden des Armen, weil sie ihm nicht regelmäßig vor den Augen schweben. Der Menschengestalt bedarf eben eines sichtbaren Bildes, das ihn fortwährend ermahne, damit in ihm die natürlichsten Gefühle stets gegenwärtig bleiben. Der bloße Gedanke daran ist nicht genügend; der Gedanke verwischt sich, oder er führt zum Zweifel und endlich zur Ungläubigkeit. Unsere Herzensthüre schließt sich nur zu leicht und zu gern; es muß fortwährend daran geklopft, und dann der große Sittenspruch hineingerufen werden: „Denke, o Mensch, daß du Staub bist!“ — Wer dies vergißt, den beschleicht gar oft ein gefährlicher Hochmuth.

Mitleid! Heil dir! du Geweichte,
Weiches Herzens, milder Hand,
Wandelst an des Dulders Seite,
Durch der Prüfung rauhes Land!

Stoff zum Nachdenken.

1.

Alle einander gleich zu sein, dürfen wir als gewiß erst im Himmel erwarten. Hier auf Erden ist dieser Zustand, so sehr er auch ersehnt und so viel schon darüber gestritten worden, nicht möglich. Die Gleichheit, welche der Mensch hier verlangen kann, wäre eigentlich der erträglichste Grad der Ungleichheit; nämlich so, daß der freien Ausübung der Menschenwürde durch keinen Zwang und keine Einrichtung mehr Abtrag geschehe.

2.

Wo Ordnung, Recht und Sicherheit bestehen soll, da muß man das Gesetz ehren und fürchten; denn auf dem Gesetz ruht die Ordnung, das Recht und die Sicherheit. Aber das Gefühl, welches man Liebe nennt, dies wendet man nicht gerade dem Gesetz zu, und doch ist die Liebe eine so wesentliche Triebfeder im Glauben und im Handeln. Es war daher ein großer Gedanke, dem Gesetz einen sichtbaren Vertreter zu geben, den man nicht bloß ehren und fürchten, sondern auch lieben kann, nämlich einen guten Regenten. Die Welt würde sich dem Himmelreich nähern, wenn dies von beiden Seiten, den Fürsten und den Volkern, recht anerkannt und stets darnach gehandelt würde.

Es wäre nicht übel, wenn wir uns manchmal die Frage stellten: welches ist die schlimmste Handlung, die wir im Leben begangen haben? Die Antwort pflegt guten Menschen bald einzufallen. So eine Frage sollte man alle Sonntage an sich richten; man zöge gewiß Nutzen davon, denn sie führt zum Nachdenken, und dies ohne Gefährdung, da die Antwort außer uns selbst, nur noch von einem Einzigem, von Gott, gehört wird.

Trost bei trauriger politischer Aussicht.

Ein kluger Mann schrieb, daß er diesen Trost, der jetzt sehr nöthig wird, in einem Buch gefunden habe, das man eigentlich gar nicht mehr lese, nämlich in einem Band der alten Zeitungen vom vorigen Jahr. Er rath Jedermann an, den Versuch selbst zu machen, um sich zu überzeugen, was es für eine besondere Unterhaltung gewähre. Man soll allemal nur dasjenige Blatt lesen, welches das Datum mit dem gegenwärtigen Tag führe. Es würden einem die wunderbarlichsten Gedanken und Betrachtungen zuströmen, man werde bald murren, bald lachen, sich aber über Manches getröstet fühlen. — Allerdings ist nur in der Anschauung Wahrheit, zumal in einer Zeit, wo Gewalt und Wort so oft sich feindlich gegenüber stehen. Wenigstens läßt sich die allgerühmte Wahrheitigkeit der Deutschen aus den Zeitungen nicht mehr erkennen; die Lüge ist eher darin zu Haus. Zuletzt wird man eben finden, daß die Menschen zwar viel Klugheit, aber noch viel mehr Unklugheit machen, daß die Weisheit jedoch nur allein von Gott komme; — und diese Wahrnehmung tröstet! —

Für alte Soldaten.

Im Lande leben noch Manche vom ehemaligen Grenadier-Bataillon, das mit der preussischen Garde vereinigt Anno 1814 am Montmartre vor Paris so tapfer kämpfte. Dieselben werden gewiß gerne eine Erzählung aus jener Zeit vernehmen. — Der preussische Oberst von Alvensleben, der Com-

mandeur jener Garde, ritt am Abend des siegreichen aber blutigen Tags über das grauenvolle Schlachtfeld, um zu sehen, ob etwa noch verwundete Soldaten wegzubringen seien. Da fand er an einer entlegenen Stelle einen preussischen Gardisten, dem eine Kugel den Leib aufgerissen hatte. „Armer Kamerad,“ rief er ihm zu, „bist du noch hier, du sollst gleich ins Lazareth gebracht werden!“ Das, Herr Oberst, wird nicht mehr nöthig sein, mit mir ist es gleich aus. Aber es ist mir eine große Freude, daß wir gesiegt haben, und unser König in Paris ist, nun sterbe ich gern. — Nachdem er dies gesagt hatte, verschied er. Der wackere Oberst erzählte es dem König, dem das Auge darob naß wurde, und der in Rührung sagte: „Braver Mann, es ist eine Ehre für mich, daß er sterbend noch meiner gedacht hat; wie kann ich solche Treue vergelten!“ — Solche Züge ehren den Soldaten, wie den Fürsten. Ein schöner Soldatentod krönt das Leben.

In der österreichischen Stadt Triest starb im Dezember 1847, wohlversorgt im dortigen Pfründnerhause der kaiserliche Husar Lukas Briskak, 109 Jahre alt; gesund und heiter bis zum Tode. 90 Jahre war er Soldat gewesen; eine seltene Dienstzeit. Er hatte die gute Kaiserin Maria Theresia noch jung gesehen, war stets mäßig im Genuß des Weins, und immer ein treuer Verehrer der Tabakspfeife. Welche Erinnerungen schließt ein solcher Lebensgang ein!

Zu einer Hochzeitsfeier auf dem Lande war auch eine Jungfer aus der Stadt geladen; sie erschien gewaltig aufgepuzt, benahm sich aber, besonders beim Essen, sehr zimpferlich, (was vornehm sein sollte!) und rührte beinahe nichts an. Ihr Nachbar war ein munterer Dragoner; der betrachtete die Aufführung mit etwas Aerger, und sagte endlich spöttisch: „Es gilt bei der Jungfer, wie wir es beim Regiment hielten: gut gepuzt ist halb gefüttert!“

Die Heimkehr des Soldaten.

(Mit einer Abbildung.)

Hier ist einer der freudigen Vorgänge im Leben des Landmanns vorgestellt. — Nach jahrelanger Abwesenheit kehrt der Sohn, ein wackerer Soldat, ins Vaterhaus zurück. Die Mutter, welche im täglichen Gebet Gottes Schutz für den Sohn angerufen, erblickt zuerst den Heimkehrenden; sie eilt in herzlichster Bewegung ihm entgegen. Die kleine Tochter sucht dem in Taubheit befangenen Großvater die frohe Kunde beizubringen; selbst der alte Haushund erhebt sich schmeichelnd, zur Begrüßung des willkommenen wohlbekanntesten Gastes. —

Möchten solche Vorgänge wieder in ungetrübter Ruhe sich begeben! Die letzten Jahre her war der Soldatenstand hart in Anspruch genommen. An seinem treuen Festhalten an der Pflicht, an seinem muthigen Auftreten zur Erhaltung der Ordnung, des Rechts, des Eigenthums, scheiterten einst die Versuche zu Störungen, welche keck und frevelhaft genug, aber nur zum Unglück des Vaterlandes, unternommen worden waren. (Auf bösen Wegen kann niemals Heil errungen werden!) Damals galt Ehre und Ruhm der trefflichen Mannschaft; weder Bosheit noch Lüge hatte sie irre gemacht. Wehe! dreimal Wehe! daß es anders gekommen ist! Aber welche Künste wurden auch von listigen Wühlern angewendet, um die Soldaten in der Pflichttreue, im Gehorsam, im geschwornen Eide, wankend zu machen. Aufreizende Schriften, Geld, Speise, Trank wurden zu diesem Zweck ausgeheilt; Aufstiftungen in den Quartieren beirrten den Sinn, und wo es nicht gehen wollte, halfen vielfach die Weiber nach! Es ist das traurigste Blatt in der badischen Geschichte. Reden wir nicht mehr davon. Lassen wir lieber noch aus der guten Zeit einen Soldaten von dem denkwürdigen Marsche nach dem fernen Schleswig-Holstein, der nördlichen Gränze von Deutschland erzählen. Da wohl kein Ort im Großherzogthum sein mag, aus dem ein Angehöriger jenen Zug nicht mitgemacht: so soll hier des Verichts näher gedacht sein, welchen der Kalendermann aus dem Munde wackerer Soldaten mit anhörte.

Im Kalender von 1848 ist die Veranlas-

sung des Streites mit Dänemark bereits dargestellt worden. Wenn nämlich der jetzige König von Dänemark, der keine Kinder hat, stirbt, so folgt ihm in der Regierung vom Königreich ein Vetter, der aber das Herzogthum Holstein mit Schleswig, welches dormalen noch dazu gehört, nicht erben kann, weil dieses Herzogthum an Deutschland zurückfällt, wozu es stets gerechnet wurde. Dies wollen die Dänen verhindern; aber das erwachte und erstarkte Deutschland läßt deutsches Recht nicht mehr beeinträchtigen! Uebrigens ist deshalb der Krieg mit Dänemark nicht sehr zu loben, er bringt gar zu viel Unheil im Gefolge. Und was Rechters ist, dies hätte man ebenso gut auf friedlichem Weg durchgesetzt. —

Nun folgt die Erzählung des Soldaten, wozu ein junger Freiwilliger, der kriegerisch mit ausmarschirte, auch gute Beiträge geliefert hat.

Es war im August 1848, als der Reichsverweser die Aufstellung eines starken deutschen Truppenkorps in Schleswig-Holstein anordnete. Preußen, Hannoveraner, Würtemberger, Hessen, Braunschweiger, Nassauer, zum erstenmale als Reichstruppen vereint, versammelten sich daselbst, und von uns Badnern kam eine Feldbrigade, unter Kommando des Obersten von Röder, 5 Bataillons, an 5000 Mann mit einer Batterie Artillerie. Bei Carlsruhe hatten wir noch Musterung vor dem Großherzog, dessen zweiter Sohn, der Prinz Friederich, sich zu freudiger Theilnahme uns anschloß.

Den Befehl zum Abmarsch begrüßten wir alle mit Jubel. Das zweite Bataillon vom Leibregiment, das im Oberland lag, mußte einige Mann an das fortziehende dritte Bataillon abgeben, und als der Kommandeur dazu Freiwillige aufforderte, trat das ganze Bataillon vor; das Loos mußte entscheiden. Einer, der keine glückliche Nummer zog, ein armer Israelite, Lämmle mit Namen, gab einem glücklicheren Kameraden seine Löhnung der nächsten zwei Monate, um statt seiner mitziehen zu dürfen. Erst später wurde dieser Tausch den Offizieren bekannt, welche dem wackeren Soldaten seine gute Gesinnung reichlich wieder vergalt. Solchen Israeliten gebührt Ehre und Anerkennung. — Dies aber beweist, wie gerne wir ins Feld zogen.



Von Freiburg im Breisgau, von wo unser Bataillon ausmarschirte, bis nach Holstein, sind es gewiß 220 Stunden. Diesen weiten Weg legten wir in 6 Tagen zurück; es klinge fast ungläublich und beweist, was mit Dampfschiffen und Eisenbahnen jetzt möglich zu machen ist. Die Eisenbahn brachte uns in einem Tag in die Gegend von Carlsruhe; von dort marschirten wir bis nach Mannheim. Hier nahmen uns Dampfschiffe auf, und führten uns den Rhein hinunter bis Köln. Von da gings wieder auf der Eisenbahn bis Preussisch-Minden, eine schöne Festung an der Weser. Hier Nachtquartier, und dann auf derselben Eisenbahn weiter bis Haarburg, der Grenzstadt vom Königreich Hannover an der Elbe. — Dasselbst nahmen uns wieder Dampfschiffe auf, und brachten uns, im Angesicht der großen See- und Handelsstadt Hamburg, nach der ebenfalls großen Stadt Altona, dem ersten Ort in Holstein. Von der südlichen Grenze Deutschlands waren wir also gleichsam im Flug zur nördlichen versetzt worden.

Auf der Rheinfahrt hinab bis Köln gings besonders lustig zu. Ohne Aufenthalt fuhren wir an Mainz, Coblenz, Neuwied, Bonn vorbei. In Mainz und Coblenz schoß man uns zu Ehren mit Kanonen von den Festungswerken und spielten die Militärmusiken. Ueberall sammelten sich die Bewohner an den Ufern, begrüßten uns mit lautem Jubelruf, weil Jedermann sich über Deutschlands Erwachen freute, und stolz der Eintracht im großen, gemeinsamen Vaterland entgegen sah. Dies mußte auch über die schlechten Nachtquartiere trösten, die nur in Köln, und mitunter in Preussisch-Minden uns zu Theil wurden, und die gewaltig gegen die Freundlichkeit abstachen, mit der man uns in Haarburg, Altona, Hamburg und ganz Holstein aufnahm; der guten Landsleute in Neureuth, Graben, Philippsburg, Schwezingen, Hockenheim und Mannheim nicht zu vergessen. Diesen gebührt Dank.

Köln war die erste große Stadt, die wir auf dem Marsch des Nahern betrachten konnten. Trotz der Kälte und Ungastlichkeit, die uns die Spießbürger zeigten, bewunderten wir in Ehrfurcht die unbeschreiblich herrliche Domkirche, ein Riesenwerk, zu dessen Ausbau bekanntlich ganz Deutschland, und dies

zu seiner Ehre, beisteuert, was die Herren Kölner nicht hätten vergessen sollen. In dieser Kirche wird besonders das Grab der heiligen drei Könige verehrt. Uns Kindern vom Wald war es übrigens ganz unheimlich, daß hier keine Berge mehr zu sehen sind. Das Land ist so eben und glatt, als wie gehobelt. Bei der Heimreise brachten wir lieber die Nacht in Deuz, in einer Reitschule, oder zum Theil auf offener Straße zu, als das ungestaltliche Köln, das vom Städtchen Deuz nur durch den Rhein geschieden ist, wieder zu betreten. — Ich konnte die Rede eines Kameraden nicht vergessen, der für ein Dreißig-Kreuzerstück nur ein kleines Laibchen Brod bekam, und im Zorn fragte: „Ist denn unser Geld so schlecht, daß man in Köln fast nichts dafür erhält, oder ist man in Köln so schlecht, daß man die Soldaten prellen will?“ — Genug, der Ruhm vom frommen Köln ist nicht fein!

Dagegen war uns der Anblick der Seestädte Hamburg und Altona, die ganz nahe beisammen liegen, um so wunderbar überraschender. Nach der langweiligen Eisenbahnfahrt durch die trostlose Lüneburger Heide, einer Gegend so öde wie der Kniebis, und nur durch den Anblick der schönen Residenz Hannover unterbrochen, passirten wir, wie oben erwähnt, den mächtigen Elbestrom von Haarburg aus auf Dampfschiffen. Es war an einem schönen Sommermorgen. Bald erblickten wir die prächtige, unabsehbare Häusermasse der beiden Städte, und den Hafen mit seinem Mastenwald von vielen hundert Schiffen. Alles war in Schauen und Staunen versunken; noch nie war ein solches Bild der Größe des Verkehrs, wohlhabiger Zustände, und achtungsgebietender Verhältnisse vor uns getreten; es machten sich endlich die Gefühle Aller in einem Jubelruf laut, der von der harrenden Menge am Ufer tausendfache Erwiederung fand.

Eine Abtheilung der Altonaer Bürgerwehr empfing uns am Landungsplatz; unter freudigen Begrüßungen marschirten wir in die Stadt, wo ein über alle Beschreibung guter Empfang uns erwartete.

Jetzt also waren wir in Holstein, und bald gings in diesem Land weiter vorwärts. Allein, leider, ward uns nicht, wie unsern Kameraden im folgenden Jahre, die Gunst zu

Theil, mit den Dänen ernstlich handgemein zu werden, und ihnen die Ueberzeugung von dem ungetrübten Fortbestand der alten deutschen Tapferkeit beizubringen. Bald ward ein Waffenstillstand abgeschlossen, und wir wieder zum Heimmarſch beordert. Nur ein badisches Bataillon blieb noch in Holstein, und dies hat jetzt bereits das Soldatenglück gehabt, im blutigen Kampf mit den Dänen Ehre und Ruhm zu erwerben. Mit erlaubtem Neid blicken wir auf unsere Kameraden.

Das große, schöne Altona scheint nur eine Vorstadt von dem noch größern und noch schönern Hamburg zu sein. In steter Bewunderung durchwandelten wir die herrlichen Straßen der letztern Stadt, wo keine Spur mehr das schreckliche Brandunglück verräth, das vor ein Paar Jahren über sie gekommen ist. Kanäle, kunstvoll angelegte Brücken, schöne Plätze, ganze Reiben von Palästen, zeugen von dem gediegenen Reichthum der Stadt. Und wie freundlich erwiesen sich die Quartierträger. Wie dankbar gedenkt Mancher an die guten Cigarren, die er in Hamburg geschenkt bekam! Solche hat man bei uns nicht! Aber auch schlimme Andenken haben Manche von Hamburg fortgetragen. Leider zeigte sich daselbst nebst andern Uebeln die böse Krankheit Cholera; dieser schlimme Gast hat uns ein Paar Mann gekostet. Unserm werthen Stabsarzt Griefelich, der am 23. August durch einen Sturz vom Pferde verunglückte, haben die Offiziere der Feldbrigade einen Denkstein auf seinem Grabe im Kirchhof zu Altona gestiftet. Dies bleibt fortan ein Wahrzeichen, daß badische Soldaten im fernern Norden gewesen sind.

Der Anblick des Theils von Holstein, wohin wir kamen, — eine ebene, wenig bevölkerte Gegend mit großen Haiden, Wäldern und Koppeln — ist ganz verschieden von den gesegneten Fluren der badischen Heimath. Von Weinstöcken, und von der Mannigfaltigkeit der Bodenerzeugnisse, die bei uns vorhanden sind, ist dort nichts zu sehen; desto mehr giebt's Windmühlen, was uns im Anfang sehr auffiel. Diese Windmühlen sind nur zum kleinern Theil Mahlmühlen; bei weitem die meisten dienen zum Entwässern der Felder; in der Nähe der Meeresküste muß durchschnittlich auf je 5 Morgen eine gerechnet werden. Auf den andern wird aus Buch-

weizen das Mehl zum landüblichen merkwürdigen Schwarzbrot, Pumpernickel genannt, gemalen, wozu gute Zähne und ein starker Magen gehören; unser Kommissbrot ist dagegen wie Semmel. Ueberhaupt konnte die Lebensweise uns Süddeutschen durchaus nicht behagen. Die dortige Kost ist von der unfrigen allzusehr verschieden; Süßes und Gewürztes herrscht vor. Kalte Obstsuppen, gebratenes Rindfleisch mit Gewürznägel gespickt, Lattichsalat mit Rahm, Zucker, auch Blumen angemacht, dörres Schweinefleisch mit Zucker und Zimmt bestreut, — Speisen, womit man in den sehr guten Stadtquartieren uns Ehre anthun wollte, waren nun einmal nicht nach unserm Geschmack. Auf den Dörfern in der Haide, allerdings dem ärmlichsten Distrikt von Holstein, mußten wir gar betrübtschmalmaulen. Milchkafee, mit dem Schrecken der Schrecken, jenem Schwarzbrot, Buchweizenknöpfe, von der Größe einer Faust, und die berühmte Buchweizen-Grüze, (ein Gemengsel von gestampften, in Milch aufgeweichten Körnern) ward Tag für Tag uns aufgetischt; wenn nicht eine Biersuppe, schauerlichen Andenkens, das Frühstück darstellte. Fleisch wurde uns auf den Dörfern selten zu Theil, am häufigsten noch Hammelfleisch oder Speck. Gekochtes Rindfleisch, wie es bei uns nach der Suppe kommt, sahen wir selbst in den Städten niemals.

Unser Trost blieb die treffliche Kartoffel mit Butter. — Die Butter selbst wird überall gesalzen vorgefetzt, was uns anfangs auch nicht schmeckte, während die Holsteiner sich wunderten, daß wir sie ungesalzen essen.

Da und dort ließen wir uns Mehl, Kartoffeln, Milch und Butter geben, und kochten selbst, luden dann die ganze Familie ein, mit uns zu speisen. Die Erzeugnisse unserer Küche mündeten ihnen über alle Maßen, so daß sie laut bekannten: „das möchten sie wohl leiden, das schmecke schöne!“

Am meisten fiel uns schwer, das gute Bier und den Wein entbehren zu müssen. Nichts Greulicheres, als das dicke, süßlich bittere, arzneiartige Getränk, welchem man die unverdiente Ehre erweist, Bier genannt zu werden. Es ist im Grund nur Absud von Gerste, ohne Beisatz von Hopfen; man mußte sehr durstig sein, um es hinunter zu bringen.



Wie sehnten wir uns jeweils auf eine Stunde nach der reichen Heimath, nach unserm Markgräfler, Kaisersthüler, Ortenauer, Seeländer u. s. f., wo wir die Maas süßigen Landmannes zu 7 Kreuzer ausgeschenkt bekommen. Um die gesegnete Heimath recht schätzen zu lernen, um im tiefsten Herzen zu fühlen, wie gottvergessen, wie lieblos, wie unsthunig diejenigen verfahren, welche darin die Ruhe und Einigkeit trüben, die öffentliche Ordnung, und mit ihr alle Zufriedenheit stören: — muß man nur in Gegenbenwandern, wo die Natur stiefmütterlich ihre Gaben ausgestreut, und die Menschen, so zu sagen, durch Wohlbehagen noch nicht verzoget hat! Die Kleppigen, und gar die Aufgehausten, sind schlimme Gäste!

In Holstein hat man meistens französische Rothweine, deren „Wohlfeltheit“ man uns anrühmte! Wie erschrecken wir, als die Flasche dieses lediglich gefärbten Wassers, das aus Heidelbeeren und Gott weiß was Alles zusammengebraut, aber gewiß an keiner Rebe gewachsen war, 36 bis 48 Kreuzer kostete! Der Kümmel-Schnaps sagte unserer lebendigen Natur durchaus nicht zu. Aus Furcht, von dem schlechten Trintwasser kalte Fieber zu bekommen, mußten wir manchmal zu ihm Zuflucht nehmen, aber lieber hielten wir uns zur Löschung des Durstes an die Buttermilch, die in jedem Bauernhaus in Menge zu Gebot stand.

Kommt man in die Fremde, so sieht und lernt man eben mancherlei. Bemerkenswerth sind in Holstein die großen Bauernhöfe, wo die Wohnung des Bauern und die Stallungen für Pferde, Rindvieh, Schafe, Ziegen, Federvieh ic. so aneinander gereiht sind, daß der Hausherr mit einem Blick aus dem Fenster seinen ganzen Reichthum übersehen kann. Bei manchen Gehöften macht der große Stand an Kühen es nochwendig, daß mittelst Maschinen, durch Pferde getrieben, die Butter aus dem Rahm gezogen wird! Mit der gesalznen Butter wird ein bedeutender Handel übers Meer getrieben. — Schöneres Vieh, als hier, sahen wir noch nirgends; auch kostet das Mästen und Aufziehen nur wenig Mühe. Im Frühjahr werden die schmalen Rinder aus Jütland nach Holstein verkauft; der Bauer bringt sie auf seine nahe beim Hof gelegene Weide, die mit Gräben

umgeben ist. Hier bleiben sie, ohne in einen Stall zu kommen, bis zu den Viehmärkten im Oktober, wo sie, gemästet, an Händler nach England verkauft werden. Dieses ist ein sehr einträgliches Gewerbszweig.

Wunderlich war uns im Anfang auch die Rechnung mit den verschiedenen Geldsorten. Bald gab es „gute Groschen“, dann „Silbergroschen“, und zwei Stunden weiter „Schillinge“; von letzteren gilt einer 2½ Kreuzer unseres Geldes. Uebrigens fanden wir bald, daß man das, was man bei uns für einen Kreuzer erhält, dort mit einem Schilling bezahlen muß. Wenn nur Deutschland die Wohlthat eines Maßes und Gewichtes, eines Geldfußes überkäme! Doch lobe ich mir vor allem die Kreuzerländer; nur sie sind heiter! Beim Silbergroschen guckt gar bald das rothe Unterfutter heraus!

Den heitern, fröhlichen Sinn der Süddeutschen haben wir keine Stunde verleugnet. Kaum waren wir in einen Ort eingerückt, und hatten unsere Gewehre und Kleider gereinigt, so suchten wir Unterhaltung auf. War Musik aufzutreiben, und die schönen Holsteinerinnen mit den großen Augen und prächtigen Haaren geneigt, so gabs gleich ein Tänzchen, und zwar in der nächsten, besten Scheuer. Einem verliebten Schwarzwälder, der lange sich vergeblich bemühte, der plattdeutsch redenden Schönen Ardigkeiten zu sagen, die ihn aber nicht verstand, ist was Narrisches passiert. Er wollte endlich mit ihr tanzen, doch beim ersten Schritt fühlte er sich von hinten gehalten. Eine Kuh hatte ihren Kopf in die Scheuer gesteckt, und sich fest in den Rockflügel des Soldaten verbissen. Es gab groß Gelächter ob diesem Nebenbuhler! Auch giengen wir mit unsern Quartierherren auf die Jagd; zu schießen gabs aber nichts. Die Jagd ist dort frei, und wir konnten somit vorweg erkennen, wie in einigen Jahren es auch bei uns mit der Jagd aussehen wird. Waren wir in der Nähe der Küste, oder an den Flüssen, so war das Schifffahren ein großes Vergnügen. Nur mußten wir auf die Ebbe und Fluth acht haben; nämlich jenen wunderbaren Zustand des Meeres, das mehrmals des Tages ganz schnell fällt und wieder wächst. Unsere Marketen-Wägen hielten wir auch in Ehren; Dank den Unterstützungen, die wir von Hause, und die Be-

dürftigen von den wackern heimatlichen Gemeinden erhielten. Gott vergelts!

Gehe wir wieder den Rückmarsch antraten, hatten wir Revue vor dem Obergeneral, Namens Wrangel, einem älteren, sehr tapfern Herrn, den wir hoch ehrten. Er äußerte seine Zufriedenheit mit uns, und sprach beim Abschied: „Kinder, hier habt ihr nur Schwarzbrot und Schnaps gehabt, daheim findet ihr Wein und Weißbrot; ihr seht übrigens gut aus, und werdet eure Schuldigkeit thun, das weiß ich. Wenn Ihr indeß heim kommt, und das erste Glas Wein trinkt, so denkt dabei an den alten Wrangel.“ Und das thaten wir; wir gedachten aber auch der ausgezeichnet schönen Mädchen im Norden. Der Schlag derselben ist fast durchgängig schöner als bei uns; die Landsmännchen sollen die Bemerkung nicht übel nehmen!

Bei unserm Heimmarsch gings Anfangs langsamer; denn wir traten ihn zu Fuß an. Segen alles Erwarten wurden wir in den Ortschaften der weiten Lüneburger Heide von den durchaus wohlhabenden Bewohnern sehr gut verpflegt, und hörten daselbst von Leuten aus allen Ständen, den Landleuten wie den Städtern, daß sie — die Hannoveraner — große Anhänglichkeit und Verehrung für ihren König haben, mit dessen Regierung sie sehr wohl zufrieden seien. Es mußte uns dies um so mehr wundern, als bei uns die Zeitungen nicht übel genug von diesem Könige und der Unzufriedenheit im Volk berichten konnten. So sind die Zeitungen! Wie oft haben der Art Schriften uns vorgepredigt, die Civillisten der Fürsten seien unbillig und verarmten das Land. Als ob unser Großherzog den Bedürftigen nicht stets mittheile, und die Einnahme vom Vermögen der fürstlichen Familie, das in die Staatskasse fließt, nicht mehr betrüge, als was der Großherzog daraus bezieht! „Vater,“ fiel hier ein anderer Soldat ein, „die Zeit geht da hinaus, daß die Armen eben mit den Besten theilen wollen; in unserm Dorf sind viele ärmer als Ihr, gefällt Euch das Vorhaben?“

Als die Kunde vom Struveschen Einfall kam, da ward der Heimmarsch beschleunigt. — An diese klägliche Geschichte denken wir nicht gerne. Lieber gedenken wir an das trau-

Hmf. Bote 1850.

liche Zusammenleben der Kameraden aus den verschiedenen deutschen Heeren, und wie die Süd- und Norddeutschen sich bei den Lagerfeuern gemüthlich an einander gewöhnten. Für uns süddeutsche Landratten war jedenfalls der Marsch bis zur See sehr belehrend, und der dänische Krieg ist eine treffliche Übungsschule, in der wir leider jetzt nicht mit aussagen dürfen.

Aus einem alten Buch.

(Anno 1624 erstmals im Druck erschienen.)

Ein treuer Diener des Kurfürsten Friedrich II. von der Pfalz hat das Leben dieses hochbegabten und tüchtigen Herrn, (geboren 1483, gestorben zu Heidelberg 1556, 73 Jahre alt,) zur Belehrung und Beherzigung der spätern Jahre beschrieben. Dies alte Buch, Fürstenspiegel geheißt, ist ein wahrer Schatz, denn es gibt in der Erzählung vom Leben, Handeln, und den Schicksalen jenes Fürsten, der bedeutsam in die damaligen Weltthändel eingriff, solche Lehren und Aufschlüsse, daß sie für alle Zeiten und Verhältnisse passen. Nebstdem kann man aus diesem denkwürdigen Buch ersehen, wie die Uneinigkeit und so manches Unglück unseres deutschen Vaterlandes aus den Bergehungen Hoher und Niederer entsprungen ist, die wie ein Fluch im Lauf der Zeiten, gleichsam in einem Kreislauf, sich immer wiederholen. —

Um fremde Sprachen und Sitten zu lernen, schickte ihn sein Vater, der Kurfürst Philipp, im 18. Jahr nach den Niederlanden an den Hof vom Sohne des Kaisers Max, der die Erbin von Spanien geheurathet hatte. (Dazumal gehörten die Niederlande, — jetzt das Königreich Belgien — zur spanischen Krone.) — Dieser Sohn des Kaisers Max ist der Vater vom Kaiser Carl V., von welchem beiden Kaisern im vormjährigen Kalender Mehreres berichtet ward. Die angenehme äußere Bildung und das stillliche Wesen des pfälzer Prinzen erwarben ihm große Gunst beim alten Kaiser und seinem Sohne; und als Letzterer nach seinem Erbtheil, dem Königreich Spanien, zum Besuch der Schwiegereltern abreiste, war der Prinz in seiner Begleitung. Diese Reise, welche über Paris

E

ging, wird nun ausführlich beschrieben. Mit der Bequemlichkeit und dem geschwinden Fortkommen, wie man heut zu Tag reist, ging es damals nicht! Von Kutschen war keine Rede; Frauen und Männer legten den weiten Weg zu Pferde zurück. — Durch Frankreich, bemerkt der Verfasser, litten wir an nichts Mangel, „weil allerwärts die Rathsherren herbei kamen, und uns Ehre anthaten.“ (— Also gings auf Kosten der Gemeinden!) Uebler gings in Spanien, „weil die Spanier sich schlecht und gering behelfen, und sich nicht mit mehr Vorrath versorgen, als sie der Menschenzahl nach bedürfen. Wir Deutsche aber denken, es sei um uns geschehen, wenn wir uns nicht täglich vier oder fünfmal mit Speise und Trank anfüllen.“ — Nach längerem Aufenthalt ging es wieder nach Deutschland zurück. — Als italienische Abgeordnete sahen, daß der Prinz Friederich beim Kaiser hoch angesehen sei, boten sie ihm ein Kommando an. Der Kaiser erwartete ihn aber: „Die Welschen verheißten Euch jetzt viel, weil sie Euch gebrauchen können; später helfen sie vielleicht mit Gift ab, wogegen wir Deutsche, die sie für Bestien erachten, uns nicht zu schützen wissen, weil wir so wenig auf Betrug gefaßt sind.“ —

Der Prinz ward dem jungen Erzherzog Carl, dem nachherigen Kaiser, beigegeben, und übte den besten Einfluß auf dessen Gedeihen aus. Der Großvater Max wünschte damals nicht, daß der Enkel ihm einst als Kaiser folgen möchte. „Warum soll er diese Bürde auf sich nehmen, unter der ich fast erlegen bin, und um deretwillen meine Vorfahren ihr Haus (Oestreich) in solche Schulden gesteckt haben, daß wir uns kaum davon befreien können. Es würde um uns besser stehen, wenn meine Vorfahren sich an ihren Erbländern hätten genügen lassen, ohne ihr Auge auf dies vergängliche kaiserliche Thun zu richten.“

An Carls Hofe in Brüssel war der Pfalzgraf fortwährend sehr angesehen. Nun entspann sich zärtliche Liebe zwischen ihm und der Prinzessin Leonore, der Schwester des Erzherzogs. Man hielt auch die baldige Hochzeit für gewiß. Leonorens Schwester, die Königin von Dänemark, schrieb ihr deswegen einen Brief, in dem sie sie ermahnte, dem Pfälzer Prinzen treu zu bleiben. „Mit

fremden Königen vermählt zu sein, mache niemals glücklich, da man zusammenkomme, ohne einander gesehen zu haben, und ohne Liebe zu einander zu tragen. Was für Ungeheimes könne daraus entstehen, wenn die Eheleute nicht anders als durch Dolmetscher mit einander redeten, wie es anfänglich in ihrer Ehe der Fall gewesen, da keines des andern Sprache verstanden habe.“ — Leider kam die Verbindung nicht zu Stande, da die Prinzessin den König von Portugal heurathen mußte.

Aus Verdruss ging der Prinz vom erzherzoglichen Hof weg, und begab sich zu seinem ältern Bruder nach Heidelberg. Er führte allda ein ruhiges Leben, bis Kaiser Max einen Reichstag im Jahr 1518 nach Augsburg ausschrieb, wo über die neue Kaiserwahl verhandelt werden sollte. Um diese Würde bemühte sich der Erzherzog Carl, damals König von Spanien, und König Franz von Frankreich. — Prinz Friederich warb, trotz seines Stolls, eifrig für den Erzherzog, und sagte: „Die Franzosen sind nur unbeständige Freunde der Zeit nach, und halten, wie das Sprüchwort sagt, nicht länger Wort, als es ihnen Nutzen bringt. Die Fürsten von Oestreich mögen sein, wie sie wollen, sie halten doch Treu und Glauben, und schwer ist den Deutschen alles, was sie zwingt, dem Kaiser und den Reichsapungen Gehorsam zu leisten.“

Am Anfang des nächsten Jahrs (1519) starb der ritterliche Kaiser Max. Prinz Friederich sah durch diesen Todesfall seine schönsten Hoffnungen gebrochen. Doch bedachte er: der sei nicht ein tapferer Mann zu nennen, der blos in Hoffnungen stark ist sondern der, welcher die Mißgeschick zu er messen und zu ertragen versteht. —

Nach der Kaiserwahl, die auf den Erzherzog Carl, dazumal König von Spanien, fiel, ward der Prinz Friederich von den Kurfürsten dahin abgesandt, um es dem neuen Kaiser zu melden. Von dieser zweiten Reise hat der Verfasser des Buchs auch vielerlei aufgezeichnet. Zum Beispiel: „In Bayonne, (Gränzstadt von Frankreich gegen Spanien) kaufte ich für 5 Bazen einen Karpfen von 36 Pfund, habe mein Lebtag keinen wohl schmeckendern Fisch gegessen.“ — „In dem Städtchen Servera in Spanien wollte der

Fürst am Frohnleichnamstage still liegen. Da sich aber die Obrigkeit befahrte, wir möchten zu lange bleiben, kamen sie zum Fürsten, und baten ihn wieder aufzubrechen, damit durch unser Zehren Brod, Wein und andere Speisen nicht vertheuert würden. Ich glaube, sie fürchteten, wir fräßen sie selbst auf, sobald es uns an Speise mangle, denn als sie sahen, wie viel und wie mancherlei Speisen für so wenig Leute angerichtet wurden, liefen sie von allen Seiten zusammen, und drangen mit Gewalt ins Haus, um uns zu Mittag und Abend essen zu sehen.“ — „An einem andern Ort wollte ich Butter kaufen, da brachte man nur eine Schweinsblase voll, das sei alles, was zu haben wäre, weil man es nur zu Pfastern, bei Geschwüren, brauche.“ In der Stadt Ocana, die so groß wie Nürnberg ist, hielten sie einen Tag, und da der Fürst ein Bad nehmen wollte, in der ganzen Stadt aber des Holzmangels wegen keine Wanne zu finden war, so mußten sie ein thönernes Faß kaufen, das man in der Mitte aufschlug, und worin erst der Fürst, dann ihrer Sieben zugleich badeten. Derlei Gefäße werden dort in solcher Größe verfertigt, daß sie ein Fuder Wein halten können. In der Stadt Granada fanden sie einen Landsmann aus dem pfälzischen Städtchen Eppingen, der in spanischen Kriegsdiensten es zu hohen Ehren und großem Reichthum gebracht hatte. Er wünschte, daß Einer von den Pfälzern bei ihm bliebe, und eine seiner Töchter zur Ehe nähme. Auch ist nicht zu sagen, mit welcher Freude er täglich seinen Landesfürsten besuchte und wie er ihn ehrte. — Von der Heimreise heißt es, daß der Fürst sich fast nie Ruhe gönnte, und daß er von Neustadt nach Speier auf einem Karren gefahren sei.

Der redliche Schreiber des Buchs ward später zum Kaiser nach Italien gesandt, wo dieser gerade Krieg führte. In der damaligen Zeit war diese Reise sehr mißlich, eben der Kriegsunruhen halber, und dann wegen der ausgebrochenen Pest. Auch beschreibt er die ausgestandenen Mühseligkeiten sehr deutlich. Bei Mantua traf er den Kaiser, obgleich derselbe gerade zu Mittag speisete, so ließ er den Boten doch sogleich vor. Als der Kaiser vernahm, er habe noch nicht gegessen, befahl er dem Boten einen Kalbsntierenbras-

ten von der Tafel zu geben. „Den hab ich an, nicht zu essen, sondern zu verschlingen, wie ein hungriger Wolf,“ schreibt der Mann, „der Kaiser sah es, und wünschte sich eben einen so guten Magen; aber ich hatte in 24 Stunden nichts gegessen.“

Weiter wird erzählt von den Kriegsthaten des Fürsten, als die Türken unter dem Sultan Soliman Anno 1531 mit großer Macht vor Wien zogen. Der Fürst hielt sich als tapferer Kriegsoberster des Reichs eben so trefflich, wie als weiser Mann im Rath. Er ward mehrmals zum Statthalter für den abwesenden Kaiser ernannt. Bei dieser Gelegenheit lernt man eben den Unsegen kennen, der sich fortan in die deutschen Verhältnisse mischte, und unter dem wir noch leiden. Die Religionshändel machten ihm und dem Kaiser viel Sorgen. (Es begann damals die Reformation.) Einst befragt der Kurfürst sich bei einem alten erfahrenen Mann, ob er keine Hülfe zur Schlichtung des Streites wisse. Dieser gab die kluge Antwort: „In weltlichen Dingen lassen sich die Gemüther eher beruhigen, aber in Religionsachen vertritt Niemand seine eigene Sache, sondern Gottes Ehre, und lasse sich kein Maas und Ziel vorschreiben.“ — Man berieth viel und ernstlich die Hemmung des Religionsstreites, und als man Hoffnung dazu gewonnen zu haben glaubte, hub der Kaiser seine Hände mit den Worten zum Himmel: „dazu gebe Gott Glück und Segen.“

Mit seinen Räten in Heidelberg war der Kurfürst nicht immer zufrieden. Er sprach einst seufzend: „O! Heidelberg, wann wirst du klug werden, und verständige Leute haben, die sich in das Glück schicken, das dir aufstößt!“

Paßt dieser vor mehr als 300 Jahren geschehene Vorwurf nicht auch auf die neueste Zeit?

Zum Schluß noch zwei Punkte. Einmal, wie er über die herrschende Trunksucht klagt. „Es ist gewiß eine Schande, wie es damit gehalten wird. Das Lafter des Trinkens ist bei den Deutschen so tief eingewurzelt, daß ihm nicht mehr abzuhelfen ist. Es wird für eine Ehre gehalten, wenn Einer recht saufen kann.“ — Sodann: ein Bischof lehnte es ab, zum Zeitvertreib um ein geringes Geld zu spielen. Als man ihn darüber beredete, sprach

er: „Nchtet ihr einen Kreuzer so gering? ich nicht!“

Zur Beachtung.

In Spanien hat fast jeder Ort einen schattigen Spazierplatz, eine Art Volksgarten, wo sich allabendlich die Einwohner einzufinden pflegen. In warmen Ländern ist dies besonders erquicklich. Aber auch bei uns zu Land sollte jeder strebsame Bürgermeister eine solche Einrichtung stiften. Fast in allen Gemeinden gibts wohl irgend einen bis daher leeren oder öden Fleck, der, mit Bäumen und Blumen bepflanzt, sehr bald einen gemeinsamen Erholungsort nach Art der spanischen Volksgärten abgäbe zu Scherz und Lust für die Jungen, zum Ausruhen für die Alten, zur Erfrischung nach des Tages Last und Hitze für alle. In manchem Dorf ist eine große Linde, um die man sich gerne versammelt; dies deutet genugsam an, wie freundlich eine solche größere Einrichtung sich bewähren würde.

Müßliche Lehren.

Erstens: Laß Ehrlichkeit und Fleiß deine beständigen Gefährten sein; und zweitens: gib stets einen Kreuzer weniger aus, als deine Einnahme beträgt. —

Dann wirst du in einer Zeit, wo man allgemein seufzt, daß das Geld rar sei, dich aufrecht erhalten, und auch etwas vor dich bringen. Du wirst ein Mann sein, und brauchst dich vor den Söhnen des Glücks nicht zu ducken. Der rechtschaffene Mann läßt den Fleiß am Morgen an seiner Seite gehen, und sich von ihm begleiten, bis die Abendglocke zur Ruhe ruft. — Er betrachtet die Ehrlichkeit als den Athem seiner Seele, er zahlt, sucht aber stets einen Kreuzer zu erübrigen. Und so sichert er auch in dürftiger Lage das Auskommen, und bringt es endlich zum Wohlbehagen. —

Zeit ist Geld. — Wer des Tages 48 Kreuzer verdienen kann, aber die Hälfte des Tages müßig herumschwärmt, darf, wenn er während dieses Herumschwärmens nur einen Sechser im Wirthshaus verzehrte, dies nicht als seine einzige Ausgabe betrachten; er hat in der That noch 4 Sechser dazu ausgegeben oder vielmehr weggeworfen; —

nämlich diejenigen, welche er beim Arbeiten hätte verdienen können.

Der Weg zum Wohlstand hängt hauptsächlich von zwei Worten ab: Fleiß und Sparsamkeit. Ohne Fleiß und Sparsamkeit wird dir nichts gelingen, mit ihnen aber Alles. — Doch wer wirtschaftlich zu sein sich bestrebt, der vermeide ja die Klippe des Geizes. Geld giebt Muth, der Geiz aber macht die Seele schwach. Hüte dich vor Schulden. Die Kunst Schulden zu machen ist eine sehr schwere Kunst; — werde nur nicht in dieser groß. Gläubiger sind Zwingherren. Unabhängigkeit im Privatleben ist vielleicht mehr werth, als die öffentliche Freiheit. Urtheile über Menschen nicht nach ihren Worten, sondern nach ihren Werken, mehr nach ihrem häuslichen Leben, als nach ihrem öffentlichen. Manche scheinen nach ihren Reden die eifrigsten Freunde der Volksfreiheit zu sein, und in ihrem Haus sind sie die ärgsten Tyrannen. Diesen traue nicht! —

Z u m S c h l u ß

will der Vore noch Einiges sagen, wie er es auf dem ersten Blatt des Kalenders versprochen hat. Aber weitaus mag er nicht Alles vorbringen, was ihm wehmüthsvoll das Herz bewegt!

Im vormsährigen Kalender ist zu lesen, mit welcher frohen Hoffnungen er die Wahl des Reichsverwesers und den Zusammentritt der Abgeordneten zur Reichsversammlung in Frankfurt begrüßte, welche die Einigung der deutschen Bruderstämme, somit die kräftige Einheit des deutschen Vaterlandes, und seine gesegneten Freiheiten, begründen sollten. Den Verhandlungen, obgleich Manches Gute daraus hervorgegangen, war kein gedeiblicher Segen beschieden; die Erwartungen sind bitter getäuscht worden! Der edle Erzherzog Johann, der Reichsverweser, trägt dessen keine Schuld. Nun hat der König von Preußen, im Verein mit den Königen von Sachsen und Hannover, den Entwurf zu einer deutschen Reichsverfassung ausgegeben, welche das Wesentliche der Frankfurter Beschlüsse in sich faßt, und der unser Großherzog, so wie die übrigen deutschen Fürsten, bis auf die Könige von Bayern und von Württemberg,

beigetreten sind. (Uebrigens kann die nachträgliche Zustimmung dieser zwei Fürsten nicht wohl zweifelhaft sein.) Darnach werden die verschiedenen Länder Deutschlands zu einem Bundesstaat vereinigt, mit einer einheitlichen Spitze. Das heißt: die von uns allen sehnlichst gewünschte Einheit des großen jetzt so zerrissenen Vaterlandes wird nunmehr durch eine einheitlich vollziehende Gewalt, durch ein gemeinsames Oberhaupt, dargestellt, wodurch besonders nach Außen unsere Interessen kräftig gewahrt werden. Uns Deutschen ist dadurch überall in der Ferne eine würdige Vertretung, und im Innern ein vollgerütteltes Maas von Freiheit gesichert. Ein Volkshaus, aus Abgeordneten der einzelnen Landesheile bestehend, wacht über dieselbe; es hat ein entscheidendes Wort mitzusprechen, und wesentliche Befugnisse auszuüben. So lautet der Entwurf jener Reichsverfassung, welche ins Leben zu rufen der edle Preußenkönig sich vorgesetzt. Es bahnt sich die Wiedergeburt Deutschlands auf dem Weg friedlicher Vereinbarung an, und der alte Fluch scheint gebrochen, der seit Jahrhunderten uns in Trennung und Uneinigkeit bedrückt hat. Es taget wieder nach finstern Stunden! das Licht ist noch nicht ausgelöscht am Himmel des Vaterlandes. In der deutschen Gesinnung, die im gemeinsamen Vaterland das höchste Gut erkennt und liebt, geht der Morgenschimmer schöner Zukunft auf. — Volkshümliche Einheit und volkshümlicher Staat sollen eine Wahrheit werden! — Oestreich, das alte ehrwürdige Kaiserhaus, welches dormalen an der Neugestaltung Deutschlands in diesem Sinn sich nicht betheiligen kann, wird aber stets mit ihm vereint die Wege wandeln, damit Recht, Ordnung und Sitte der Welt erhalten bleibe. Unsere Verpflichtungen gegen dasselbe dürfen nie vergessen werden! Die oestreichische Regierung ist gewiß bald in der Lage, den engern Anschluß an deutsche Interessen zu verwerthen, wie es der Wohlfahrt und der Größe des gemeinsamen Vaterlandes entspricht.

Wenn somit der Blick in die Zukunft willkommenen Bildern begegnet, so sinkt er um so trüber, wenn er unserer jüngsten Vergangenheit sich zuwendet. Durch innere Schuld ist das jammervollste Ereigniß über

Baden herbeigeführt worden. Alle haben gewoben an der Webe unserer schmählichen Irrsal, darum will der Bote seinem bitterm Schmerz, in welchem er auf das Jahr 1849 zurückblickt, keine eigenen Worte geben; er trauert stumm am Grab der badischen Soldatentreue! Andere Stimmen mögen reden. Aus Württemberg schrieb ein einsichtsvoller Beobachter: „Die Entwicklung der deutschen Republik konnte nur in Baden so frech und unverschämt die Maske abwerfen, wie sie es gethan hat. Die badische Revolution ist eine Räuberei und Plünderung in so großem Maßstab, daß es der beschränkteste Mensch einsehen kann. Wir wissen nun, wohin die liberalen Spielereien führen. Diese Revolution hat die Zeit gerade an dem Punkt angepakt, wo sie am tiefsten verwundet werden kann, nämlich am Gelde und Geldeswerth, wofür die jetzige Zeit allein noch Sinn trägt, und Gott hat es so gefügt, daß die Revolution das ganze Land von unten bis oben, und alle Stände von den höchsten bis zu den niedersten in allen ihren Fasern züchtigt, damit sie zur Erkenntniß und zum bessern Willen kommen.“ Der Mann spricht ein richtiges Urtheil! Eine Stimme aus Karlsruhe richtet an Beamte, Geistliche, Abgeordnete, Lehrer, die bedeutsame Frage: „Klopfts nicht am Gewissen? Ja der Fluch des Landes ruht auf den Häuptern der Schuldigen!“ „Ein Staat hat keine Ehre, wenn er zittern muß vor Buben auf der Straße!“ so sprach unlängst in Berlin ein tüchtiger Minister; man könnte meinen, er habe unsere politischen Hundstage mit angesehen. Ein ob den Söhnen, die sich beim Aufruhr betheiligt hatten, beklagenswerther Vater, (ein hochverdienter berühmter Mann) schrieb dem einen: „Buben sind es, welche das große Unglück und die nie zu tilgende Schande über das schöne Baden gebracht haben, du bist nicht im Bunde mit ehrhaften Männern, sondern mit niederträchtigen, ehrlichen, geldgierigen, verblendeten Menschen, mit einer wahren Räuberbande, und dem Auswurf aller Nationen Europa's. Hüte Dich, Dein Gewissen zu belasten. Es giebt ein Jenseits.“ — Nun ist der eine Sohn flüchtig nach Amerika, und der andere fiel standrechtlich durch Pulver und Blei! Arme El-

tern, unglückselige Söhne! Als die Freischaaren nach der Schweiz kamen, rief ein ehrlicher Schweizerbauer aus: „Sind das die Republikaner? die Leute sehen ja grauslich aus, die gefallen mir nicht.“

Vor 300 Jahren zog im Bauernkrieg ähnlicher Wahnsturm über Deutschland. Das darauf folgende Elend hat wieder geheilt. Was jetzt? Nach ewiger Weltordnung wird stetliches Verderben, diese Hauptquelle unserer Uebel, stets durch materielles Elend gezüchtet. Werden wir nicht mehr tauglich erachtet, hier uns zur künftigen Bestimmung zu befähigen, so wird der ganzen Wirtschaft ein Ende mit Schrecken bevorstehen.

Das Geheimniß der Ruhe und Ordnung liegt nicht im Wohlstand, oder in den geringen Abgaben. Es liegt im religiösen Sinn, und in der tüchtigen Ehrbarkeit der Leute. Jene Gegenden, wo der Landmann sein Dankgebet herzlich, gläubig, innig, jeden Tag zum Herrn des Himmels richtet, sind glücklicher, auch wenn sie nicht so üppig in Fruchtbarkeit glänzen, wie die Fluren bei uns, — wo solche Gesinnung nicht immer dabeim ist. —

Eine hochachtungswürdige Stimme ließ sich, wie folgt, vernehmen: „Erkennt die Tage der Heimsuchung Gottes! Ihr die ihr berufen seid als Führer und Lenker des Volks. Handhabt eure Pflicht. Erkennt die Tage der Heimsuchung Gottes, Ihr geistliche Diener des Herrn. Weidet gewissenhaft die Heerde. Erkennt die Tage der Heimsuchung Gottes, Ihr Lehrer! (Auf diesen lastet besonders schwere Schuld!) Für das Reich Gottes sollt ihr die Kleinen erziehen, Euch sind kostbare Güter anvertraut, bedenkt, daß eine ernste Stunde kommt, wo Ihr Rechenschaft geben müßt. Erkennt die Tage der Heimsuchung Gottes, ihr Eheleute und Eltern, gebet gutes Beispiel, und erzieht die Kinder in christlichem Glauben und Tugend. Auf dem christlichen Familienleben ruht die Hoffnung besserer Zukunft. Erkennt die Tage der Heimsuchung Gottes, ihr Reich. Verschließt euer Herz nicht der Noth armer Brüder. Erkennt die Tage der Heimsuchung Gottes, ihr Bauern des Bodens, ihr Landbewohner! Möchte es Euch in den verfloßenen Tagen doch recht klar geworden sein, wie notwen-

dig eine rechtmäßige Regierung, und ein geselliger Zustand gerade für Euch bleibt. Die treue Erfüllung Eures Berufs sichert Heil Euren Familien und dem Staat. Erkennet die Tage der Heimsuchung Gottes, ihr Armen, ihr Arbeiter, ihr Nothleidende. So Gottesfurcht und Ergebung Eure Seelen schmücken, seid Ihr Gottes Kinder, Euer ist das Himmelreich. Last Euch in den Mühen der Welt den Trost des ewigen Lebens nicht rauben!“

Ordnung ist notwendiger als Freiheit. Das unaufhörliche Politisiren vertrocknet das Leben; es stiftet in den Menschen nichts als ein stets unbehagliches, unzufriedenes Gefühl. Dieses Getrieb, eine wahre Ausartung löblicher, freier Gesinnungen, muß ausgerottet werden, als ein Regiment des Lasters und der Sinnlichkeit. Die alten Heiden, die doch an einen Gott und eine Vergeltung nach diesem Leben glaubten, waren goldnen gegen manche Führer in der badischen Revolution, die mit frechem Unglauben und spöttischem Hohn noch groß thaten. Uns wird nur dann gründlich geholfen sein, wenn es unter Gottes Segen sich so fügt, daß von unten eine neue Welt sich gestaltet; die Kinder nämlich in Folge redlichen Unterrichts die Eltern zum Bessern bewegen, die Eltern sodann die Familien, die Familien die Dörfer, die Dörfer die Provinzen, die Provinzen das ganze Land! Dies wäre eine wünschenswerthe Revolution! Käme doch die Zeit, welche zu dieser Berufung Kraft hätte!

Der letzte Wogen des Kalenders sollte eben zum Druck kommen, als die ergreifende Ansprache bekannt geworden, welche unser edler, schwer gebeugter Großherzog bei Seiner Heimkehr vertrauensvoll erlassen hat. Es ist eine heilige Pflicht, diesen eindringlichen Worten, wie sie in gerechtem Schmerz und rührender Wahrhaftigkeit dem besten Fürstengemüth entsprossen, hier noch die weitere Verbreitung zu sichern. Mögen unsere lieben Leser die Ermahnungen in treuen Herzen erwägen, und kein Bürger der redlichen Mitwirkung sich entziehen, welche der gütige Fürst zum Heil des Vaterlandes anspricht und erwartet. Vereinte Kräfte schaffen Wunder!

Leopold, von Gottes Gnaden Großherzog von Baden, Herzog von Zähringen.

Am zwanzigsten Jahre Meiner Regierung, auf die Ich mit reinem Gewissen zurücksehe, hat der schmachvollste Aufruhr, den die deutsche Geschichte kennt, Mein Land mit Unglück und Schande bedeckt. Nur durch Meine Flucht vor der Gewalt der Empörer war es möglich, noch größeres Elend zu verhüten und baldige Erlösung aus der Pöbelherrschaft zu bringen.

Auf Meinen Hilferuf an hochherzige Verbündete haben tapfere deutsche Brüder, viele von ihnen Familie und Nahrungsstand verlassend, ihr Leben für unsere Rettung eingesetzt. Die Kraft ihrer Treue und Unterstützung, verbunden mit der trefflichsten Führung, hat das Werk des Verrathes in kurzer Zeit siegreich niedergeworfen, und die Strenge des Gesetzes waltet gegen die Frevel an Gut und Blut eines sonst so glücklichen Volkes.

Zurückgerufen durch Meine Regentenspflichten, betrete Ich mit dem Gefühle des bittersten Schmerzes, aber trotz erfahrenen Undankes mit unverilgbarer Liebe für das Wohl des Landes den Boden Meines angestammten Thrones, und erstehe vor Allem den Beistand Gottes zur Lösung Meiner schweren Aufgabe.

Dankbar begrüßt seien die Treugebliebenen Meines Volkes! Ich empfinde ihre Leiden mit den Meinigen, und suche Trost wie sie in dem Glauben und in der Hoffnung, daß die Gräueltaten des Bürgerkrieges ein Licht der Erkenntniß über seine Ursachen verbreitet haben, welches mächtiger als die Gewalt der Waffen dem anarchischen Geiste zu bannen vermag.

Ich habe, wie bekannt, kein Opfer und keine Mühe gescheut, um eine die Freiheit, die Einheit, und die Macht unseres großen Vaterlandes verbürgende Verfassung zu fördern. Wohl ist der Weg, auf dem Ich Dieses angestrebt, seitdem ungangbar geworden. Aber ein anderer ist eröffnet, und mächtigen Bundesgenossen Mich anschließend, habe Ich nicht gesäumt, ihn mit der Aussicht zu betreten, daß er durch die Vereinigung Aller zum Ziele Eurer und Meiner sehnlichsten Wünsche leiten werde.

Zur Vervollkommnung der Rechtspflege und zur Kräftigung des Volkslebens war eine Reihe neuer Gesetze zum Vortrage bereit, als die Revolution mit ihren verheerenden Fluthen hereinbrach. Der jetzige Zustand des größeren und des engeren Vaterlandes, die Lage unseres Staatshaushaltes, und die Lehren herber Erfahrungen der jüngsten Zeit fordern gebieterisch, daß die Einführung einzelner dieser Gesetze verzoget und die anderer in nochmalige Ermägung gezogen werde.

Die in reichem Maße gewährten Rechte und Freiheiten, vorzüglich die der Presse und Vereine, sind zur Lösung aller Bande der Staatsordnung und zur Aufregung der wildesten Leidenschaften mißbraucht worden. Es ist Meine heilige Pflicht, der Wiederkehr dieses Übels mit vollem Nachdruck zu begegnen, und Maßregeln zu ergreifen, wie sie überall da für nöthig erachtet sind, wo neben strenger Herrschaft der Gesetze und unangefochtener Heiligkeit des Glaubens ein hoher Grad politischer Freiheit besteht.

Große Verantwortung trifft nicht wenige Diener des Staates, der Schule, und selbst der Kirche, welche in geradem Widerspruch mit den Pflichten ihres Berufes durch geheime Umtriebe und durch offene Aufforderung den Aufruhr begünstigt haben. Sie sofort unschädlich zu machen, ist eben so dringend geboten, als das Wirken berufstreuer Beamten kräftig zu schützen.

Die badische Waffenehre ist — mit tiefer Bewegung sage Ich es — durch die unerhörte Meuterei des größten Theils Meines Armeekorps schwer verletzt worden. Es wird Mir eine der nächsten Aufgaben sein, die Bildung einer die nöthigen Bürgschaften für die Zukunft gewährenden Heereseinrichtung herbeizuführen.

Der Aufruhr hat das für Gewerbe und Handel unentbehrliche Vertrauen aufs stärkste erschüttert. Vielen große Verluste bereitet, die Laffen fast Aller bedeutend erhöht, den Erwerb der Meisten empfindlich gemindert. In dieser traurigen Lage sehe Ich die ernsteste Mahnung, Alles zu thun, was Ich neben der Befestigung der gesetzlichen Ordnung vermag, um den Kredit wieder zu beleben und den Nahrungsstand zu heben. Und was durch Beschränkung des öffentlichen Aufwandes und durch zeitgemäße und besonnene Aenderung in Erlangung der Mittel hiefür zu der Erleichterung Meines Volkes geschehen kann, das werde Ich herbeizuführen stets bemüht sein.

Sehr groß ist allerdings das Unglück, welches der Aufruhr über unser sonst so gesegnetes Vaterland gebracht hat. Außerordentlich sind die Heilmittel, deren es in dieser Lage bedarf. Theilweise schon in Anwendung gekommen, werden sie auch fernerhin nach Meinen verfassungsmäßigen Befugnissen in Anwendung treten.

Daß es zum Besten des Landes geschehen, das werden — Ich zweifle nicht daran — seine Vertreter anerkennen.

Ein baldiger und fester Erfolg meiner Bemühungen ist aber nur dann zu erwarten, wenn von den Besessenen des Volkes Jeder in seinem Kreise thätige Hand anlegt, und mit gerechtem, offenem Abscheu dem frevelhaften Treiben, wo er es findet, muthig und männlich entgegenwirkt, statt, Alles von der alleinigen Thätigkeit der Regierung erwartend, durch ruhiges Zusehen das Böse wuchern zu lassen. Darum rufe Ich alle treue Badner feierlich auf, sich als unerschütterliche und unerschrockene Freunde der gesetzlichen Ordnung feier als bisher an Mich anzuschließen, Mich nicht mit der Besinnung allein, sondern auch mit stets bereiteter That zu unterstützen. Dann, aber auch nur dann, wird es gelingen, die tiefen Wunden zu heilen, welche der Aufruhr dem Wohlstand, der Kraft, und dem Ansehen des Landes geschlagen hat.

Gegeben zu Karlsruhe, den 18. August 1849.

Leopold.